

Iwan Franko

Sturm im Tuchla-Tal

ERZÄHLUNG

Verlag Kultur und Fortschritt, Berlin 1955

Inhalt

[Vorwort des Autors](#)

[Kapitel 1](#)

[Kapitel 2](#)

[Kapitel 3](#)

[Kapitel 4](#)

[Kapitel 5](#)

[Kapitel 6](#)

[Kapitel 7](#)

[Kapitel 8](#)

[Kapitel 9](#)

Vorwort des Autors ¹

*Die Taten längst verschollener Zeit,
Die Sagen tiefen Altertumes...
(A. S. Puschkina)*

In der Gegend von Tuchla ist es heutzutage traurig und unwirtlich. Zwar bespülen noch immer der Stry und der Opor ² die kieselumsäumten grünen Ufer, zwar sprießen im Frühling wie früher Gras und Blumen auf den Wiesen, und der Königsadler zieht seine Kreise in der durchsichtigen azurblauen Luft, aber wie hat sich alles übrige verändert, der Wald, die Dörfer und die Menschen! Einst bedeckten dichte, undurchdringliche Wälder fast den ganzen Hang, von den Flüssen im Tal bis hinauf zu den Bergweiden; jetzt sind sie wie Schnee in der Sonne zusammengeschmolzen, sind gelichtet, mitunter ganz verschwunden. Große Flecken liegen kahl. Nur hier und da steht eine verkrüppelte Tanne oder ein kümmerlicher Wacholderstrauch zwischen verkohlten Baumstümpfen.

Früher herrschte hier eine tiefe Stille; kein Laut war zu hören außer der Trembita ³ eines Hirten von einer fernen Bergweide, dem Brüllen eines Auerochsen oder dem Röhren eines Hirsches aus dem Dickicht. Jetzt gellen die Schreie der Hirten über die Weideplätze, in der Waldestiefe und in den Schluchten lärmten Holzfäller, Sägewerker und Zimmerleute, die unausgesetzt die Schönheit der Tuchlaer Berge zerwühlen und benagen wie ein Wurm. In große Stücke zersägt, treiben die jahrhundertealten Tannen und Fichten stromabwärts zu den neuen Dampfsägewerken, oder sie werden gleich an Ort und Stelle zu Balken und Brettern zerschnitten.

Am meisten verändert aber haben sich die Menschen. Oberflächlich betrachtet, scheinen sie an »Kultur« gewonnen zu haben, in Wirklichkeit aber haben sie nur an Zahl zugenommen. Es gibt mehr Gehöfte als früher, mehr Dörfer und in jedem Dorf mehr Hütten, dafür in den Hütten aber mehr Armut und Not. Die Leute sind ausgemergelt, bedrückt und finster und im Umgang mit Fremden scheu und linkisch. Jeder denkt nur an sich und begreift nicht, dass er auf diese Weise lediglich die eigene Kraft und damit die Kraft der Gemeinde schwächt. Früher war das ganz anders. Es lebten zwar weniger Menschen, aber was für Menschen waren das! Wie brodelte das Leben in den Bergen und zwischen den undurchdringlichen Wäldern am Fuße des mächtigen Selemen! ⁴ Ein böses Geschick trieb hier jahrhundertlang seinen Spott mit den Menschen. Schwere Schicksalsschläge untergruben ihren Wohlstand, die Armut beugte ihre offenen, starken Charaktere, und an das glücklichere Leben der Vorfahren erinnern sich die Urenkel heute nur noch dunkel. Manchmal, wenn die derbe Wolle gesponnen wird, erzählt ein altes Weib auf dem Ofen den Enkelkindern von der fernen Vergangenheit, von den Überfällen der Mongolen und von Berkut, der die Tuchlaer zum Kampf führte. Dann lauschen die Kinder ganz aufgeregt, und in ihren grauen Augen schimmern Tränen. Wenn die wunderbare Geschichte zu Ende ist, seufzen sie und flüstern: »Ach, was für ein schönes Märchen!«

»Ja, ja«, sagt dann die Alte und wiegt den Kopf, »ja, ja, Kinderchen! Für uns klingt es wie ein Märchen. Doch einst ist es Wirklichkeit gewesen.«

»Vielleicht kommen die Zeiten noch einmal wieder?« fragt eines der größeren Kinder.

»Die alten Leute sagen: Ja, sie kommen einmal wieder – aber sicherlich erst kurz bevor die Welt untergeht.«

Traurig und unwirtlich ist es heutzutage in der Gegend von Tuchla. Wie ein Märchen klingt die Geschichte von den Menschen aus früheren Zeiten! In Not und Knechtschaft, in Unterdrückung und in tausendjährigen Banden aufgewachsen, wollen die Menschen von heute es nicht glauben.

Aber genug davon! – Des Dichters Gedanken fliegen in die alten Zeiten zurück und lassen die Menschen, die damals gelebt haben, wiederauferstehen. Wer reinen Herzens ist und wahrhaft menschlich fühlt, erkennt in ihnen Brüder, lebendige Menschen! Gewiss, ihr Leben ähnelt dem unsrigen ganz und gar nicht, und doch lässt sich darin so manches entdecken, das man unserem zivilisierten Zeitalter nur wünschen könnte.

¹ Das Vorwort des Autors schildert die Verhältnisse im Tuchla-Tal zu Ausgang des 19. Jahrhunderts.

² Nebenflüsse des Dnestr am Nordhang der Karpaten. Das Dorf Tuchla ist bis heute erhalten.

³ Musikinstrument der Huzulen.

⁴ Berg in den Karpaten.

Kapitel 1

Man schrieb das Jahr 1241. In den Tuchlaer Bergen war es Frühling geworden.

Eines schönen Tages hallten von den bewaldeten Abhängen des Selemen Jagdhörner und die Rufe zahlreicher Jäger. Der neue Bojar von Tuchla, Tugar Wolk, war mit Freunden auf der Großwildjagd. Er feierte seinen Einzug in den neuen Ort. Vor kurzem hatte ihm Fürst Daniel ¹ ausgedehnte Bergweiden im Tuchlaer Land sowie einen ganzen Abhang des Selemen zum Geschenk gemacht. Er war hergezogen, hatte sich ein schönes Haus bauen lassen und sein erstes Gastmahl gegeben, um mit den Bojaren der Umgebung bekannt zu werden. Nach dem Gastmahl war man in die Wälder von Tuchla zur Jagd aufgebrochen. Die Großwildjagd ist kein Vergnügen, sondern ein schwerer, nicht selten blutiger Kampf, ein Kampf auf Leben und Tod. Auerochsen, Bären und Wildschweine sind gefährliche Gegner. Es gelingt nur selten, sie mit Pfeil und Bogen oder gar mit dem leichten Jagdspeer zu erlegen, den man aus geringer Entfernung gegen sie schleudert. Die entscheidende Waffe ist ein schwerer Speer, der aus allernächster Nähe dem anstürmenden Tier ins Herz gestoßen werden muss. Ein Fehltreffer, und das Leben des Jägers ist in größter Gefahr, wenn es ihm nicht gelingt, sich in letzter Minute in Deckung zu begeben, zum Schwert oder zur schweren Axt zu greifen, um sich zu verteidigen. Es war daher nicht verwunderlich, dass Tugar mit seinen Gästen ausgerüstet wie zum Krieg auf Jagd zog, mit einem Vorrat an Pfeilen, Speeren, Proviant und mit Dienern. Sogar einen erfahrenen Quacksalber nahm man mit, der Wunden besprechen konnte. Ebenso wenig verwunderlich war es, dass Tugar und seine Gäste in voller Kriegstracht erschienen. Nur Rüstungen trugen sie nicht, die hätten sie behindert, durch Dickicht und Windbrüche zu dringen. Verwunderlich war aber, dass zusammen mit den Gästen die Tochter Tugars, Mirosława, an der Jagd teilnahm, weil sie den Vater nicht allein lassen wollte. Die Einheimischen blickten dem stolzen, kühnen Mädchen, das inmitten der Gäste dahintritt – einer schlanken Pappel unter stämmigen Eichen gleich –, begeistert nach und sprachen untereinander: »Das ist ein Mädchen! Die könnte ein Mann sein! Sie wäre sicher ein besserer Mann als ihr Vater!«

Das war kein geringes Lob, denn Tugar Wolk war ein Kerl wie eine Eiche. Breitschultrig und untersetzt, mit groben Gesichtszügen und struppigem schwarzem Haar, ähnelte er einem jener grimmigen Tuchlaer Bären, gegen die er zu Felde zog. Aber auch seine Tochter Mirosława war ein Mädchen, wie man es selten fand. Wir wollen nicht von ihrer Anmut und ihrer Schönheit oder von ihrem guten Herzen sprechen – in dieser Hinsicht konnten sich viele ihrer Altersgenossinnen mit ihr messen, wenngleich es auch nur wenige geben mochte, die sie übertrafen. Doch worin keine ihr gleichkam, das waren ihr ungezwungenes, natürliches Wesen, ihre ungewöhnliche Kraft, ihre Kühnheit und Entschlossenheit, wie sie im Allgemeinen nur Männer besitzen, die in unaufhörlichem Kampf aufgewachsen sind. Man erkannte auf den ersten Blick, dass Mirosława in Freiheit groß geworden und von Männern erzogen worden war. Diesen prächtig entwickelten Mädchenkörper beseelte ein starker Geist, der ihn befähigte, außergewöhnliche Leistungen zu vollbringen. Sie war das einzige Kind ihres Vaters, der durch ihre Geburt die Gattin verloren hatte. Ihre Kinderfrau, eine alte Bäuerin, lehrte sie von klein auf allerlei Handarbeiten. Als sie heranwuchs, nahm sie der Vater, um seine Einsamkeit zu zerstreuen, überallhin mit, unterrichtete sie – ihrer leidenschaftlichen Natur nachgebend – im Gebrauch der Waffen und lehrte sie, alle möglichen Misshelligkeiten zu ertragen und Gefahren mutig entgegenzutreten. Und je mehr Schwierigkeiten sie überwinden musste, umso größer wurde ihre Begeisterung, umso deutlicher zeigten sich ihre körperliche Kraft und ihr willensstarker, grader Charakter. Bei alledem aber behielt Mirosława ihre fraulichen Tugenden; sie war sanft, warmherzig und bescheiden. Alles das vereinigte sich in ihr zu einer wunderbaren, zauberhaften Harmonie, und niemand, der sie einmal gesehen und sprechen gehört hatte, konnte bis ans Ende seiner Tage ihr Gesicht, ihre Gestalt oder ihre Stimme vergessen. Wie der Frühling sogar den hinfälligen Greis an seine junge Liebe erinnert, so sahen die Menschen in den besten Augenblicken ihres Lebens immer wieder das Bild Mirosławas klar und deutlich vor Augen.

Die Jagd dauerte schon drei Tage. Viele Hirsche mit gewaltigen Geweihen und Auerochsen mit schwarzen Mähnen waren unter den gut gezielten Pfeilen und Speeren der Bojaren gefallen.

Hoch über dem rauschenden Gebirgsfluss standen auf einer grünen Waldlichtung die Zelte der Jäger. Hier und da rauchten riesige Lagerfeuer, über denen das erlegte Wildbret für die Gäste in großen Kesseln geschmort oder an Spießern gebraten wurde. Am heutigen, letzten Tag der Jagd wollten sie die wichtigste und gleichzeitig gefährlichste Sache unternehmen – die Treibjagd auf Bären.

Inmitten des Dickichts, auf einem steilen, von riesigen Buchen, Tannen und Windbrüchen bedeckten Abhang, befand sich seit langem das Hauptlager der Bären. Hier lebte die Bärenmutter, wie der junge Führer aus Tuchla, der Bergbewohner Maxim Berkut, behauptete. Von hier aus verbreiteten die gefährlichen Raubtiere Angst und Schrecken im ganzen Umkreis und auf allen Weideplätzen. Und obgleich es den mutigen Hirten mehrmals gelungen war, die eine oder andere Bestie mit Pfeilen oder Äxten zu töten oder in eine Falle zu locken, in der ihr ein herabfallender schwerer Holzklötz das Genick brach, gab es doch noch zu viele, als dass man schon hätte erleichtert aufatmen können.

Als nun eines Tages der neu angekommene Bojar Tugar Wolk den Einwohnern erklärte, er wolle eine große Bärenjagd veranstalten und bitte um einen Führer, stellte man ihm nicht nur den größten Draufgänger im Umkreis, Maxim Berkut², dem Sohn des ehrwürdigen alten Sachar, zur Verfügung, sondern rüstete außerdem eine ganze Abteilung Treiber mit Bogen und Speeren zur Unterstützung der Bojaren aus. Sie sollten helfen, die Bärenhöhle zu belagern und mit einem Schlag von ihren Bewohnern zu säubern.

Seit Tagesanbruch ging es im Lager der Jäger lebhaft und voller Erwartung zu. Die Diener der Bojaren rannten seit Mitternacht geschäftig hin und her, bereiteten das Essen der Gäste für den nächsten Tag und füllten flache, flaschenähnliche Behälter mit schäumendem Met und Apfelsaft. Die Jäger aus Tuchla schliffen ihre Messer und Stutzsäbel, zogen feste Schuhe aus Wisentleder an und verstaute Dörrfleisch, Brotlaibe, Quark und alles, was auf dem schweren Tagesmarsch gebraucht wurde, in großen Beuteln. Maxim Berkut, der sich erst jetzt, kurz vor Beginn dieses wichtigen, schwierigen Unternehmens, seiner Stellung als Herr dieses kleinen Trupps bewusst wurde, erteilte seine Anweisungen mit echter Feldherrnwürde und Besonnenheit, vergaß nichts, überstürzte nichts, ordnete aber auch nichts zu spät an. Alles geschah bei ihm zur rechten Zeit und am richtigen Ort, ohne Verwirrung oder Durcheinander. Er war überall, wo er gebraucht wurde, und verstand es, überall Eintracht und Ordnung herzustellen. Sowohl unter seinen Gefährten aus Tuchla als auch unter den Bojaren oder deren Dienern benahm er sich ruhig und ungezwungen, wie ein Gleicher unter Gleichen. Seine Gefährten bewegten sich ebenso frei und zwanglos, lachten und scherzten, erfüllten jedoch alle seine Anweisungen genau, rasch und so freudig und bereitwillig, als hätten sie auch ohne Aufforderung in diesem Augenblick dasselbe getan. Die Diener der Bojaren, obwohl sie bei weitem nicht so ausgeglichen und nicht so frei im Umgang, sondern stets geneigt waren, die einen hochmütig auszulachen und vor anderen tief den Rücken zu beugen, begegneten Maxim Berkut ebenfalls mit Hochachtung. Seine Würde und Besonnenheit beeindruckten sie, und sie taten alles, was er verlangte, wenn auch nicht ganz ohne Sticheleien und spöttische Bemerkungen. Und sogar die Bojaren, größtenteils stolze, kriegerische Männer, die das »gemeine Volk«, das sich noch dazu als ihresgleichen zu betrachten schien, nur widerwillig in ihrer Gesellschaft duldeten, auch sie zeigten diesmal ihre Feindseligkeit nicht allzu deutlich und befolgten die Anweisungen des jungen Führers. Sie hatten auf Schritt und Tritt Gelegenheit, sich zu überzeugen, dass diese Anweisungen äußerst vernünftig und notwendig waren.

Lange vor Sonnenaufgang verließen die Jäger das Lager. Tiefe Stille lag über den Bergen. Unter den dunkelgrünen Wipfeln der Tannen lagerte noch die nächtliche Dunkelheit; an den dichten gefiederten Blättern des Farnkrauts hingen Tautropfen. Am Boden schlängelte sich grüne Winde und verflocht sich zwischen riesigen entwurzelten Bäumen mit den Ranken des wilden Hopfens und der stacheligen Brombeersträucher zu einem undurchdringlichen Gestrüpp. Von Waldbächen tief im Dickicht stiegen graue Nebelschwaden auf. Die Luft war geschwängert von Feuchtigkeit und Harzduften, und es schien, als müsse die Brust sich weiten, um freier atmen zu können.

Im schwachen Licht der Morgendämmerung arbeiteten sich die Jäger schweigend durch den dichten, weglosen Urwald. Allen voran ging Maxim Berkut, ihm folgten Tugar Wolk und die

übrigen Bojaren. Neben Tugar schritt seine Tochter Miroslawa. Den Abschluss bildeten die Hirten von Tuchla. Alle spähten vorsichtig umher und lauschten auf jedes Geräusch.

Langsam erwachte der Wald. Ein bunt gefiederter Eichelhäher krächzte in einem Tannenwipfel; ein Grünspecht, dicht über den Köpfen der Vorübergehenden an einen Baumstamm gekrallt, bearbeitete mit seinem eisenharten Schnabel die Rinde; in der Ferne hörte man Wolfsgeheul und das Brüllen von Auerochsen. Die Bären schliefen zu dieser Stunde auf ihrem Mooslager unter dem Windbruch. Wildschweine grunzten irgendwo im Dickicht, wo sie sich im kühlen Schlamm wälzten.

Schon etwa eine Stunde währte der anstrengende Marsch. Alle rangen mühsam nach Atem und wischten sich dicke Schweißtropfen vom Gesicht. Maxim blickte oft rückwärts. Er war von Anfang an dagegen gewesen, dass sich eine Frau an diesem gefährlichen Unternehmen beteiligte; Miroslawa aber hatte auf ihrem Willen bestanden. War es doch das erste Mal, dass sie an einer so großen Jagd teilnahm; sollte sie wegen ein paar Schwierigkeiten das Beste versäumen? Alle Einwände Maxims, der von dem schweren Aufstieg, den drohenden Gefahren und von der Kraft und der grimmigen Wut der Raubtiere sprach, konnten sie nicht überzeugen. »Um so besser! Um so besser!« sagte sie mit so kühnem Blick und einem so hinreißenden Lächeln, dass Maxim wie verzaubert war und kein Wort mehr hervorbrachte.

Auch ihr Vater riet ihr, lieber im Lager zu bleiben, aber schließlich musste er ihren Bitten nachgeben. Voller Staunen beobachtete nun Maxim, wie dieses ungewöhnliche Mädchen dem stärksten Mann gleich alle Beschwerlichkeiten des anstrengenden Weges überwand, leicht über die Haufen fauligen Bruchholzes und über riesige Blöcke hinwegsprang, mit sicherem Schritt an Abgründen entlangging, über Felsvorsprünge kletterte, durch herausgerissene Wurzelstöcke kroch. Und alles tat sie so spielend und mühelos, dass es Maxim schien, als würde sie von unsichtbaren Flügeln getragen. Er betrachtete sie und konnte sich nicht satt an ihr sehen.

Ein wunderbares Mädchen! dachte er. So eine ist mir noch nie begegnet.

Endlich erreichten sie ihr Ziel. Den Berg, auf dem sich das Bärenlager befand, konnte man nur von der Südseite her mit Mühe besteigen. Die Zugänge von Norden, Westen und Osten wurden durch hohe Felswände versperrt, die aussahen, als wären sie mit einem gewaltigen Beil aus dem Leib des Riesen Selemen herausgehauen und ein paar Dutzend Taschen ³ weit von ihm weggeschoben worden. Zwischen diesen Felswänden rauschte und schäumte in einer engen Schlucht ein eisiger Gebirgsfluss. Die Lage der Höhle erleichterte den Jägern ihre Aufgabe. Sie brauchten nur den nicht allzu breiten Zugang an der Südseite abzuriegeln und immer weiter bergauf zu steigen. So mussten die Raubtiere, da sie keinen anderen Ausweg hatten, unausweichlich den Jägern in die Speere laufen. An dieser wichtigen, wenn auch äußerst gefährlichen Stelle angekommen, forderte Maxim Berkut zu einer kurzen Rast auf, damit die Leute vor dem schweren Werk neue Kräfte sammeln sollten. Die Sonne war aufgegangen, doch die Tannen und die umliegenden Hügel verdeckten sie noch. Nach der Ruhepause stellte Maxim die Jäger in zwei Reihen auf.

Anfangs gingen die Männer mit fünf Schritt Abstand voneinander. Weiter oben jedoch lichtete sich das Dickicht, und sie hatten mehr Bewegungsfreiheit.

Eins beunruhigte Maxim: Miroslawa wollte unbedingt einen Abschnitt allein bewachen und nicht nur neben ihrem Vater stehen.

»Bin ich etwa nicht so gut wie deine Treiber?« fragte sie Maxim und erglühte dabei wie eine Rose. »Die stellst du einzeln auf, und bei mir weigerst du dich... Nein, daraus wird nichts! Es wäre ja auch für meinen Vater eine Schande, wenn wir zu zweit auf einem Platz stünden! Nicht wahr, Väterchen?«

Tugar Wolk konnte ihr nichts abschlagen. Maxim wollte von der drohenden Gefahr, der Kraft und Wut der Raubtiere sprechen, doch Miroslawa brachte ihn zum Schweigen. »Habe ich etwa keine Kraft? Verstehe ich etwa nicht, mit Bogen, Speer und Axt umzugehen? Das wäre ja noch schöner! Lass nur deine Treiber kommen und sich mit mir messen – da werden wir ja sehen, wer stärker ist!«

Maxim musste ihrem Willen nachgeben. Wie hätte er auch einem so bewundernswerten schönen Mädchen einen Wunsch abschlagen können? Er wollte ihr wenigstens einen möglichst ungefährlichen Platz anweisen, doch auch das glückte nicht, denn die Gefahr war auf allen Plätzen gleich groß. Nachdem er den ganzen Trupp aufgestellt hatte, gab er

folgenden Befehl: »Jetzt werden wir beten, jeder, zu wem er will, und dann stoßen wir alle ins Horn. Das soll unser erstes Signal sein und die Tiere in Unruhe versetzen. Dann steigen wir aufwärts und stellen uns dort auf, wo sich der Weg verbreitert. Meine Leute bleiben als Wache am Ausgang stehen, damit kein einziges Raubtier entkommt, und ihr Bojaren geht weiter, bis dicht an die Höhle der Bärenmutter!«

Kurz darauf hallte in den Wäldern und von den Bergweiden das heisere Heulen der Auerochshörner wider. Wie eine gewaltige Woge rollte das Echo durch die Wälder und Schluchten, verstummte langsam, bis es von neuem mit doppelter Kraft erscholl. Ein Geier schrie in einem Tannenwipfel; ein erschrockener Königsadler erhob sich mit weit ausgebreiteten Flügeln in die Lüfte; im Gehölz knackte es, ein Tier suchte sicheren Unterschlupf. Die Hornsignale verhallten; die Jäger begannen ihren Aufstieg. Ihre Herzen schlugen schneller in Erwartung der Gefahren, in Erwartung von Kampf und Sieg. Vorsichtig rückten die beiden Reihen vorwärts. In der ersten Reihe gingen die Bojaren, in der zweiten die jungen Hirten von Tuchla. Allen voran schritt Maxim. Er lauschte gespannt nach allen Seiten und blickte sich aufmerksam um. Noch ließ sich der König der Wälder, der Bär, nicht blicken.

Sie erreichten die schmalste Stelle. Wie Maxim befohlen, machten die Jäger halt und stießen zum zweiten Mal kräftig in die Hörner, um die Bären in ihrem Lager aufzustören. Da knackte es ganz nah hinter dicken, vermoderten Wurzeln.

»Passt auf!« rief Maxim. »Die Bestie kommt!«

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als sich ein gewaltiger zottiger Kopf zwischen zwei aus der Erde ragende Wurzelstöcke schob. Zwei graue Augen starrten halb neu-gierig, halb beunruhigt auf Tugar Wolk, der knapp zehn Schritte entfernt auf seinem Posten stand. Tugar war ein alter Krieger und erfahrener Jäger, er kannte keine Furcht. Darum zog er, ohne ein Wort zu sagen und ohne einen Blick auf die anderen zu werfen, einen schweren Eisenpfeil aus seinem Köcher, legte an und zielte auf die Bestie. »Ziel ins Auge, Bojar!« flüsterte Maxim hinter ihm.

Eine Minute beängstigender Stille folgte, dann pffte der Pfeil durch die Luft, das Raubtier heulte auf und zog mit rasender Schnelligkeit seinen Kopf zurück. Es entschwand den Blicken der Jäger, die sich im Windbruch verborgen hielten, doch sein Geheul ließ nicht nach, und das Knacken im Gehölz verstummte nicht.

»Vorwärts, ihm nach!« rief Tugar Wolk und zwängte sich in den Spalt zwischen den Wurzelstümpfen. Zwei Bojaren erklimmen bereits den Holzhaufen und hatten ihre Speere erhoben, um mit voller Wucht auszuholen und dem Leben des Raubtiers ein Ende zu machen. Tugar Wolk aber stand im Spalt und schoss den zweiten Pfeil ab. Der Bär heulte noch lauter und wollte davonestürmen, doch seine Augen füllten sich mit Blut, er fand keinen Weg und stieß gegen die Bäume. Der Speer eines Bojaren fuhr ihm zwischen die Rippen, wirkte aber noch nicht tödlich. Das verwundete Tier heulte immer lauter. In seiner Verzweiflung stellte es sich auf die Hintertatzen, wischte das Blut aus den Augen, riss Äste von den Bäumen und warf sie vor sich hin – doch vergebens. Das eine Auge war von dem Pfeil durchbohrt worden, und auch aus dem zweiten troff Blut.

Während sich das Tier blind im Kreis drehte, näherte es sich wieder Tugar Wolk. Der warf den Bogen weg, nahm hinter einem Baumstumpf Deckung und ergriff mit beiden Händen seine schwere Axt. Als sich ihm der Bär näherte, schlug Tugar mit solcher Wucht auf seinen Schädel, dass dieser sich spaltete wie ein geplatzter Kürbis. Das blutige Hirn bespritzte den Bojaren; langsam und lautlos sank der Bär zu Boden. Freudig ertönten die Hornsignale zu Ehren des ersten Sieges.

Man schleppte das Tier aus dem Windbruch hinaus und zog ihm das Fell ab. Dann drangen die Bojaren tiefer in das Dickicht. Die Sonne war höher gestiegen, und ihre Strahlen schimmerten durch die Zweige wie goldene Fäden und Bänder. Die Jäger schritten fröhlicher aus und prahlten mit ihrem Mut und ihrer Kraft.

»Ich bin zwar nur ein Wolf ⁴, ein kleines Tier, aber mit dem Bären von Tuchla nehme ich es auf!« rief Tugar Wolk vergnügt.

Maxim Berkut hörte diese prahlerischen Reden, und plötzlich tat ihm der Bär leid. Er wusste selbst nicht warum. »Nun ja«, sagte er, »der Bär ist ein dummes Tier. Er lebt einzeln. Wenn

sich alle zusammentun würden, wer weiß, ob dann selbst ein ganzes Rudel Wölfe mit ihnen fertig würde!«

Tugar warf ihm einen zornigen Blick zu, sagte aber nichts. Vorsichtig gingen die Jäger weiter, zwängten sich durch die Windbrüche, sprangen von Baumstumpf zu Baumstumpf und versanken manchmal bis zum Gürtel im Mulm oder im Bruchholz.

Hier und da sah man Bärenfährten, schmale, aber festgestampfte Pfade mit einer dicken Schicht abgenagter Knochen von Hammeln, Hirschen und noch vielen anderen Tieren.

Maxim hielt sich jetzt hinter den Bojaren. Ab und zu betrachtete er die Spuren eingehender, um festzustellen, ob sie frisch oder alt waren. Mit aufmunternden Worten half er seinen Leuten die Müdigkeit überwinden. Nur er selbst schien nicht müde zu werden. Mirosława beobachtete ihn voller Bewunderung. Ihr waren schon viele ansehnliche junge Burschen begegnet, starke und mutige, doch noch nie hatte sie einen wie Maxim gesehen, der so unermüdlich war und alle Eigenschaften eines Ritters und Heerführers in sich zu vereinigen schien.

Plötzlich knackte es im Unterholz, und ein gewaltiger Bär kam den Jägern wütend und drohend entgegen. Zuerst lief er auf allen vieren, doch als er die Feinde erblickte, hob er sich auf die Hintertatzen, ergriff mit den vorderen einen großen abgebrochenen Buchenast, schwenkte ihn vor sich her und stieß von Zeit zu Zeit ein kurzes, fast herausforderndes Gebrüll aus.

Dem Bären gegenüber standen zwei Bojaren, die vorher besonders laut geprahlt und sich mit ihrer Erfahrung als Jäger gebrüstet hatten. Als sie den furchtbaren Gegner so dicht vor sich erblickten, wurden sie bleich und begannen zu zittern. Doch es schickte sich nicht für sie, sich zu verstecken oder davonzulaufen – sie mussten der Gefahr entgegentreten, koste es, was es wolle! Zwei Pfeile flogen gleichzeitig von zwei Bogen, einer aber verfehlte sein Ziel und piffte dicht an dem Ohr des Bären vorbei. Der zweite Pfeil traf ihn in die Seite, verwundete ihn jedoch nur leicht. Das Tier geriet in maßlose Wut, setzte zum Sprung an und stürzte sich, ohne die Gegner zur Besinnung kommen zu lassen, auf einen seiner Feinde. In der zitternden Hand des Bojaren blitzte der Speer.

»Nicht werfen!« schrie Maxim, der mit Tugar Wolk und einem anderen Bojaren den beiden Gefährdeten zu Hilfe eilte. »Wirf den Speer nicht, sondern setz ihn von der Seite an und verteidige dich!«

Doch der Bojar hörte nicht auf ihn und schleuderte den Speer gegen das Raubtier. Der Schwung war nicht groß, die Hand des Bojaren zitterte, denn der Bär stand nur noch knapp fünf Schritte von ihm entfernt. Kein Wunder, dass der Speer nur dessen Schulterblatt leicht verletzte. Das Tier riss den Schaft heraus, zerbrach ihn und stürzte sich mit schaurigem Geheul auf seinen Feind. Der hielt bereits ein zweischneidiges Schwert, den so genannten Bärenlöter, in Händen, um es in die Brust des Raubtieres zu stoßen. Doch die Schneide glitt am Knochen ab und blieb im Schulterblatt stecken. Nun packte der Bär den Bojar und hielt ihn eisern umklammert. Das unglückliche Opfer stieß einen erschütternden Schrei aus: seine Knochen knackten unter den Zähnen des Raubtiers. Dieses schaudererregende, entsetzliche Ereignis vollzog sich so plötzlich und unerwartet, dass der Bojar bereits in Todeszuckungen röchelnd auf der Erde lag, als Maxim bei ihm anlangte, um ihm zu Hilfe zu kommen. Der blutüberströmte Bär stand daneben, fletschte die furchtbaren Zähne und brüllte vor Schmerz, dass der ganze Wald dröhnte.

Ein Zittern befiel alle bei diesem Anblick: wie festgewurzelt standen die Bojaren da. Nur Maxim legte ruhig einen Pfeil in seinen Bogen, trat noch zwei Schritte näher an den Bären heran, zielte und schoss ihm dann direkt ins Herz. Das Heulen der Bestie verstummte jäh, wie mit dem Messer abgeschnitten, und das Raubtier sank tödlich getroffen nieder.

Kein Hörnerklang erscholl, keine Freudenrufe ertönten bei diesem neuen Sieg.

Die Bojaren eilten aus ihren Verstecken zu der Unglücksstelle. Selbst diese abgehärteten Männer, die an schwere Kämpfe und an die ständige Nähe des Todes gewöhnt waren, stöhnten beim Anblick des blutüberströmten, zerfetzten Körpers.

Mirosława griff sich ans Herz und wandte das Gesicht ab. Die Treiber trugen den Leichnam auf einer Bahre aus geflochtenen Zweigen davon. Auch den Bären schleppten sie weg. Bedrückendes Schweigen herrschte unter den Jägern. Eine große Blutlache schillerte in der Sonne und erinnerte alle daran, dass hier noch vor wenigen Minuten ein lebendiger Mensch

gestanden hatte, ein Familienvater, ein fröhlicher Mann voller Wünsche und Hoffnungen. Und jetzt war nichts mehr von ihm übrig als ein formloser Klumpen blutigen Fleisches. Die meisten Bojaren hatten die Lust verloren, die Treibjagd fortzusetzen.

»Lasst die Hände von diesen verfluchten Bären!« sagten einige. »Sollen sie doch hier leben oder verrecken – warum wollen wir ihretwegen unser Leben gefährden?« Tugar Wolk jedoch, mehr noch Miroslawa und Maxim, bestanden hartnäckig darauf, die einmal begonnene Sache zu Ende zu führen. Schließlich gaben die Bojaren widerstrebend nach und gingen an ihre Plätze zurück.

»Bojaren, bitte auf ein Wort«, sagte Maxim. »Ich glaube, das Beste wird sein, wir teilen uns in zwei Gruppen und gehen von beiden Seiten, dicht am Rand des Abgrundes entlang, um den Felshang. Dann bilden wir zusammen mit meinen Leuten, die den Weg abgeriegelt haben und kein einziges Raubtier durchlassen, einen geschlossenen Ring. Auf diese Weise können wir am besten alle Bären in die Mitte treiben und schießen alle ab.«

»Ja, ja, das wird das beste sein!« rief ein Bojar, ohne das spöttische Lächeln zu bemerken, das um Maxims Lippen huschte.

Die Jäger teilten sich in zwei Gruppen. Die Führung der einen übernahm Tugar Wolk, die der anderen Maxim. Ohne erklären zu können warum, schloss sich Miroslawa der zweiten Gruppe an. Wahrscheinlich reizte sie die Gefahr, denn Maxim hatte laut und deutlich gesagt, dass sein Weg der gefährlichere sei.

Wieder erscholl Hörnerklang, und beide Gruppen brachen in verschiedene Richtungen auf. Die Jäger gingen zu zweit oder einzeln, je nachdem, wie sie besser vorwärts kamen. Sie näherten sich bereits dem kahlen Gipfel, unter dem sich ein dichter Wall aus Felsgestein, abgebrochenen Stämmen und entwurzelten Baumstümpfen hinzog. Diesen Wall zu durchstoßen, war die schwierigste und gefährlichste Aufgabe.

Maxim kroch am äußeren Rand eines Abgrundes entlang, klammerte sich an Moos und Felsbrocken fest und suchte nach einem Durchgang. Die Bojaren jedoch, die an solche halsbrecherischen Klettereien nicht gewöhnt waren, schritten am Wall entlang, in der Hoffnung, irgendwo einen Spalt zu finden.

Miroslawa war stehen geblieben. Ihre flinken Augen glitten aufmerksam prüfend umher und suchten nach irgendeiner, wenn auch noch so schwierigen Stelle, wo ein Durchgang möglich wäre. Doch sie hielt sich nicht allzu lange mit dem Betrachten auf, sondern begann kühn die großen Steinblöcke und Baumstämme zu erklimmen. Dann blickte sie sich von der Höhe aus stolz nach allen Seiten um. Maxim konnte sie nicht sehen, und die Bojaren waren schon ziemlich weit entfernt. Direkt vor ihr befand sich ein wirres Durcheinander von Felsgestein und Baumstämmen. Es schien unmöglich, dort durchzukommen. Doch! Dort, ein Stück weiter, lag eine riesige Tanne wie eine Brücke quer darüber. Ohne viel zu überlegen, kletterte Miroslawa zu der Tanne. Als sie den Fuß daraufsetzte, blickte sie sich noch einmal um, legte, stolz auf ihre Entdeckung, ihr hübsch geschnitztes Horn an ihre korallenroten Lippen und blies, dass es durch den ganzen Wald schallte. Das Echo rollte über die Bergweiden und zerstreute sich im Dickicht und in den Schluchten, bis es irgendwo in der Ferne erstarb. Als Antwort ertönte von weit her das Horn ihres Vaters, und danach gaben auch die übrigen Bojaren ein Antwortsignal. Eine Sekunde noch zögerte Miroslawa, während sie hoch aufgerichtet auf dem entwurzelten Baumstamm stand. Es war eine sehr alte, durch und durch morsche Tanne. Miroslawa glaubte aus dem Dickicht des Windbruchs ein leichtes Knacken und Brummen zu hören. Sie lauschte angestrengt – aber es war nichts mehr zu hören. Da ging sie mutig auf der seltsamen Brücke weiter. Sie hatte kaum fünf Schritte gemacht, als der vermoderte Stamm plötzlich krachte und unter ihren Füßen zerbrach. Das Mädchen stürzte mitten in das Gewirr von Baumstämmen und Felsgestein.

Sie fiel auf die Füße und hielt ihren versilberten Speer fest mit beiden Händen umklammert. Über ihrer Schulter hingen der Bogen und ein Köcher mit Pfeilen, und in ihrem ledernen Gürtel, der sich wie angegossen um ihre schlanke Jungmädchengestalt schmiegte, steckten eine Axt und ein breites Jagdmesser mit beinernem Heft. Selbst bei dem plötzlichen Sturz in die Tiefe hatte Miroslawa keinen Augenblick Furcht empfunden. Nun spähte sie aufmerksam nach allen Seiten, um einen Ausweg zu entdecken. Zuerst konnte sie überhaupt nichts erkennen, doch bald gewöhnten sich ihre Augen an das Halbdunkel und sahen ein Bild, das wohl selbst dem verwegensten Draufgänger einen tödlichen Schrecken eingejagt hätte.

Wenige Schritte von ihr entfernt lag eine riesige Bärin neben ihren Jungen und sah mit bösen, grünlich schimmernden Augen auf den ungebetenen Gast. Mirosława erbebte. Sollte sie den Kampf mit dem schrecklichen Raubtier aufnehmen oder einen Ausgang suchen und um Hilfe rufen? Aber der Windbruch und die Felstrümmer umgaben sie wie eine Mauer. Auch wenn sie mit großer Mühe über diese hätte klettern können, so wäre das doch vor den Augen des Raubtiers äußerst gefährlich gewesen. Mirosława überlegte nicht lange, sondern beschloss, das Tier nicht anzurühren und sich nur im Falle eines Angriffs zu verteidigen. Sie wollte aber ein Signal geben und um Hilfe rufen. Kaum stieß sie jedoch ins Horn, als die Bärin von ihrem Platz aufsprang und mit Geheul auf sie zukam! Mirosława blieb keine Zeit mehr, nach dem Bogen zu greifen – das Raubtier war schon zu nah. So umfasste sie mit beiden Händen den Speer, stemmte sich mit den Schultern gegen einen Felsvorsprung und richtete die Waffe gegen die Bärin. Als diese die funkelnde Eisen-spitze erblickte, blieb sie stehen. Eine Zeitlang standen sich die beiden Gegnerinnen gegenüber, ohne einander aus den Augen zu lassen und ohne ihre Haltung durch die geringste Bewegung zu verändern. Mirosława wagte nicht, anzugreifen, und die Bärin schien zu überlegen, von welcher Seite sie sich am besten auf den Feind stürzen könnte. Plötzlich richtete sie sich drohend auf. Im gleichen Augenblick aber stieß das Mädchen mit voller Wucht den Speer zwischen die Schulterblätter des Raubtiers. Unter schrecklichem Gebrüll fiel die Bärin blutüberströmt rücklings nieder. Aber sie war nicht tödlich getroffen und sprang sofort wieder auf. Das Blut lief aus der Wunde, aber sie warf sich von neuem Mirosława entgegen. Das junge Mädchen schwebte in furchtbarer Gefahr. Schon bleckte das gereizte Tier drohend seine schrecklichen Zähne. Die einzige Rettung für Mirosława war, auf den Felsvorsprung, gegen den sie sich stemmte, zu klettern. Mit einem kühnen Sprung stand sie oben. Ihr wurde leichter ums Herz: notfalls konnte sie die Bärin von oben her niederstechen. Aber als sie sich umdrehte, erblickte sie die Bärin neben sich auf dem Stein. Den blutigen Rachen weit aufgerissen, stieß das Raubtier ein drohendes Geheul aus. Kalter Schweiß trat Mirosława auf die Stirn. Die entscheidende Minute war gekommen. Auf dieser schmalen Felsplatte würde sich ein Kampf um Leben und Tod abspielen, und es konnte nur der siegen, dem es gelang, den anderen hinunter zu stoßen. Mirosława versuchte, die Bärin mit dem Speer abzuwehren, doch die Bestie packte den Schaft mit den Zähnen und riss mit solcher Wucht daran, dass Mirosława beinahe abgestürzt wäre. Der Speer entglitt ihren Händen, und die Bärin schleuderte ihn weit weg, in den Windbruch.

Jetzt muss ich sterben! durchzuckte es Mirosława wie ein Blitz. Doch ihren Mut hatte sie noch nicht verloren. Mit beiden Händen umklammerte sie die Axt. Schon fühlte sie den heißen Atem der Bestie in ihrem Gesicht, eine zottige Tatze mit scharfen Krallen griff nach ihrer Brust – noch ein Augenblick, und sie würde blutend und zerfleischt hinunterstürzen, denn die Axt war viel zu kurz im Vergleich zu den Tatzen des riesigen Raubtiers.

»Zu Hilfe!« schrie Mirosława in Todesnot. In der gleichen Sekunde blitzte über ihrem Kopf ein Speer und durchbohrte die Kehle der Bärin. Wie ein Klotz fiel das Raubtier von dem Felsvorsprung hinunter. Zwischen den Gesteinsmassen über Mirosławas Kopf tauchte das fröhliche, wie von innerem Feuer glühende Gesicht Maxim Berkuts auf. Der dankbare Blick der Geretteten durchdrang ihn bis auf den Grund seiner Seele. Doch sie wechselten kein einziges Wort miteinander. Dazu war keine Zeit. Die Bärin sprang erneut unter fürchterlichem Geheul auf. Mit einem Satz stand sie neben ihren Jungen, die sich herumkugelten und trotz des grauenhaften Kampfes, der sich in der Höhle abspielte, allerlei Unfug trieben. Sie beschnupperte die Jungen und setzte dann zum Sprung auf Mirosława an. Das Mädchen war darauf vorbereitet, hob mit beiden Armen die Axt in die Höhe und spaltete von oben herab mit einem Hieb den Schädel des Raubtiers. Es sank blutüberströmt zu Boden, zuckte noch ein paar Mal und verendete.

Inzwischen hatte sich Maxim durch den Windbruch gearbeitet und stand nun neben Mirosława. In den Augen des Mädchens schimmerten Tränen, und sie drückte voll Wärme die Hand ihres Retters, ohne ein Wort zu sprechen.

Maxim schien verwirrt. Er errötete, blickte zu Boden und stammelte:

»Ich habe dein Signal gehört... aber ich wusste nicht, wo du bist... Gut, dass ich dich gefunden habe!«

Mirolawa stand unbeweglich da, hielt noch immer die Hand des schönen Jünglings in der ihren und blickte in sein hübsches, sonnengebräuntes, offenes und ehrliches Gesicht. In dieser Sekunde empfand sie für ihn Dankbarkeit, dass er sie vor dem sicheren Tod gerettet hatte. Als Maxim jedoch, etwas mutiger geworden, ihre zarte, aber kraftvolle Hand drückte, fühlte sie ihr Herz erbeben. Die Dankesworte erstarben ihr auf den Lippen, in ihren Augen aber leuchtete das schöne Feuer der ersten, aufkeimenden Liebe. Sie errötete und senkte schamvoll die Lider.

Maxim gewann als erster die Fassung wieder. In seinem tapferen und reinen Herzen war jäh ein Wunsch erwacht, der sich sofort in einen festen Entschluss verwandelte. Das gab ihm seine Kühnheit und Selbstsicherheit wieder. Er legte das Horn an die Lippen und blies zum Zeichen des Sieges freudig hinein. Von allen Seiten ertönten als Antwort die Hörner Tugars und der anderen Bojaren. Flink und gewandt wie ein Eichkätzchen kletterte Mirolawa zurück auf den Wall und berichtete den Jägern von ihrem Abenteuer und wie Maxim ihr geholfen hatte. Mühsam arbeitete sich Tugar Wolk zu ihr hinauf, und die anderen Bojaren folgten ihm. Lange drückte Tugar seine Tochter ans Herz, und als er das Blut an ihrer Kleidung erblickte, erbebt er:

»In so großer Gefahr warst du, meine Tochter!« Wieder und wieder umarmte er das Mädchen, als fürchtete er, sie jetzt noch zu verlieren.

Dann stieg er zu Maxim in die Bärenhöhle hinunter. Die Jungen, die in Menschen noch keine Feinde sahen, knurrten und spielten friedlich wie junge Hunde, ließen sich streicheln und fürchteten sich überhaupt nicht. Maxim nahm sie auf den Arm und legte sie vor Mirolawa und Tugar hin.

»Das ist eure Beute!« sagte er. »Ihr werdet solche Gäste gewiss mit Freuden in euer Haus aufnehmen.«

Die Bojaren drängten sich dicht um ihn und blickten teils mit Vergnügen auf die jungen Tiere, teils mit Entsetzen auf die tote Bärenmutter, betrachteten ihre Wunden und staunten über die Kraft und die Kühnheit Mirolawas, die es gewagt hatte, den Kampf mit diesem gefährlichen Raubtier aufzunehmen.

»Ach nein«, sagte Mirolawa lachend, »ohne die Hilfe dieses Mannes hier würde ich jetzt zerfleischt und verblutet daliegen wie die Bärin! Ich schulde ihm großen Dank!«

Es schien, als höre Tugar Wolk diese Worte seiner Tochter nicht sehr gern. Sosehr er sie auch liebte und sich über ihre Errettung aus höchster Gefahr freute und obwohl Tugar Gefallen an Maxim gefunden hatte, hätte er es doch vorgezogen, sie wäre von einem Bojarensohn gerettet worden und nicht von diesem einfachen Tuchlaer Bauern, diesem »gemeinen Mann«. Trotzdem brachte es der stolze Bojar, der am Hof des Fürsten aufgewachsen und zu hohen Ehren gelangt war, wenn auch mit Mühe, über sich, einem Bauern in Gegenwart der anderen für die Errettung seiner Tochter zu danken. Es ging gar nicht anders. Das Gefühl der Dankbarkeit war so tief in unseren ritterlichen Vorfahren verwurzelt, dass sich auch Tugar Wolk nicht davon frei machen konnte. Er fasste Maxim unter den Arm und trat mit ihm vor.

»Junger Mann«, sagte er, »meine Tochter, mein einziges Kind, sagt, dass du sie aus großer Gefahr, dass du ihr das Leben gerettet hättest. Ich habe keinen Grund, ihren Worten nicht zu glauben. Nimm daher für deine Heldentat den Dank ihres Vaters entgegen, dessen ganze Liebe und Hoffnung seinem einzigen Kind gehört. Ich weiß nicht, wie wir dir danken können, aber sollte es jemals in meiner Macht stehen, so sei gewiss, dass der Bojar Tugar Wolk nicht vergessen wird, was er dir schuldet.«

Maxim stand während dieser Rede wie auf glühenden Kohlen. Er war an solche Lobeshymnen nicht gewöhnt und hatte sie keineswegs gewünscht oder erwartet. Die Worte des Bojaren verwirrten ihn, er wusste nicht, ob er darauf antworten sollte oder nicht. Schließlich sagte er kurz:

»Ihr habt keine Ursache, mir zu danken, Bojar! Ich habe getan, was jeder an meiner Stelle getan hätte – was gibt es da zu danken? Deine Tochter möge gesund bleiben, mir aber gebührt kein Dank.«

Nachdem er diese Worte gesprochen hatte, ging er davon und rief seine Tuchlaer Gefährten. Sie zogen der Bärin das Fell ab, dann brachten sie die jungen Bären zur Sammelstelle der Jäger, von wo aus sich die ganze Jagdgesellschaft auf den Rückweg begeben sollte.

Die Sonne stand schon im Zenit, und ihre heißen goldenen Strahlen überfluteten die Tuchlaer Berge. Im Wald roch es noch stärker als vorher nach Harz. Ein Habicht schwebte stolz hoch über den Bergweiden am blauen Himmel und bewegte nur hin und wieder lässig die weit ausgebreiteten Flügel. Es war still ringsum. Nur auf einem Abhang des Selemen ertönten die Jagdhörner und die Rufe der Jäger. Die Treibjagd war beendet, hatte aber keinen glücklichen Ausgang gefunden. Dem Zug voran trugen die jungen Tuchlaer auf Stangen drei Bärenfelle und in einem Sack die beiden jungen Bären; das Ende des Zuges aber bildeten die Diener der Bojaren. Sie trugen die Bahre mit dem bereits erstarrten Leichnam des unglücklichen Bojaren, der in den Klauen des Bären den Tod gefunden hatte. Unter Maxims Führung erreichten alle schnell das Lager. Noch heute, gleich nach dem Mittagessen, wollten die Jäger nach Haus zurückkehren. Ein ziemlich weiter Weg lag vor ihnen, doch Maxim versprach, sie auf dem kürzesten Waldpfad nach Tuchla zu führen und von dort zum Haus des Tugar Wolk. Die Tuchlaer Treiber brachen sogleich nach kurzer Mittagsrast auf, während Maxim bei den Bojaren blieb, bis die Diener die Zelte abgerissen und das Küchengerät sowie die Jagdausrüstungen zusammengepackt hatten. Danach traten auch die Bojaren den Heimweg an.

¹ Fürst Daniel Romanowitsch (1201 - 1264), später galizischer König, der sämtliche Karpaten- und Transkarpatenländer ebenso wie Wolhynien unter seiner Oberherrschaft vereinigte.

² Berkut – Königsadler.

³ Saschen – Maßeinheit, die 2,134 m entspricht.

⁴ Der Name »Wolk« = Wolf.

Kapitel 2

Das alte Tuchla war ein weitläufiges Gebirgsdorf mit zwei oder drei großen Weilern, das etwa anderthalbtausend Seelen zählte. Damals befanden sich Dorf und Weiler nicht an der gleichen Stelle wie das heutige Tuchla, sondern in einem höher gelegenen, lang gestreckten Tal mitten in den Bergen. Jetzt ist jene Stelle dicht bewaldet und heißt »versunkenes Tal«. In jenen fernen Zeiten, von denen hier die Rede ist, war das »versunkene Tal« noch fruchtbares Ackerland, das seine Bewohner ausreichend ernährte.

Das Ackerland erstreckte sich über eine halbe Meile in die Länge und fast eine Viertelmeile in die Breite, hatte einen ebenen, schlammigen Boden und war von steilen Felswänden umgeben. Es erinnerte an einen riesigen Kessel, aus dem man das Wasser ausgegossen hatte. Ein Gebirgsfluss bahnte sich durch die Granitfelsen im Osten einen Weg, stürzte über die Felswand herab, schlängelte sich durch das Tal, floss durch ein enges Tor nach Westen ab und stürzte tosend über die glatten Steinwände, bis er eine Viertelmeile tiefer in den Opor mündete.

Die hohe, steile Umrandung des Tuchlaer Talkessels war mit dunklem Tannenwald bestanden, wodurch das Tal noch tiefer, sehr verlassen und von aller Welt abgeschlossen erschien.

Tatsächlich war es eine von allen Seiten fast unzugängliche Zufluchtsstätte. Aber zu jenen Zeiten der ununterbrochenen Kriege, Streitigkeiten und Überfälle sahen fast alle Gebirgsdörfer so aus. Nur ihrer Abgeschlossenheit war es zuzuschreiben, dass sich die freie altrussische Gemeindeordnung bei ihnen länger erhielt als in den Dörfern in Podolien ¹. An anderen Orten wurde sie immer mehr von den hoffärtigen, durch die Kriege zu Reichtum gelangten Bojaren untergraben.

Die Tuchlaer Bevölkerung ernährte sich hauptsächlich von Viehzucht. Nur der Boden des Tals, in dem das Dorf lag, und ein paar kleinere Marschwiesen wurden bestellt und lieferten jedes Jahr reiche Ernten an Hafer, Gerste und Hirse.

Auf den Bergalmen weideten viele große Schafherden, der Hauptreichtum der Tuchlaer. Die Schafe lieferten Kleidung, Fett und Fleisch.

In den Wäldern rings um das Dorf grasten Kühe, im Übrigen aber verhinderte der Charakter dieser felsigen und unzugänglichen Gegend die Aufzucht von Rindern in größeren Mengen. Die umliegenden Wälder waren ebenfalls Eigentum der Gemeinde und eine bedeutende Quelle des Wohlstandes der Tuchlaer. Außer dem Holz, das zum Heizen und für alle möglichen Bauten verwandt wurde, versorgten die Wälder die Bevölkerung mit Wild, Beeren und Honig. Das Leben zwischen diesen Wäldern und rauen Bergen allerdings war hart. Es erforderte einen unaufhörlichen Kampf gegen die Natur: gegen Überschwemmungen, Schneeeverwehungen, wilde Tiere und undurchdringliches Dickicht. Dieser Kampf aber stählte die Kräfte des Volkes; es wurde kühner, wage-mutiger. Und nicht zuletzt förderte dieser Kampf die Bildung einer festen, freien Gemeindeordnung.

Die Sonne hatte den Zenit schon überschritten, als die Jagdgesellschaft unter der Führung Maxim Berkuts von einem hohen Berggipfel in das Tal hinab zu steigen begann. Voran gingen Tugar Wolk mit seiner Tochter und Maxim, die übrigen folgten in kleinen Gruppen. Sie sprachen von der Jagd und von allerlei Jagdabenteuern.

Vor den Blicken der Jäger breitete sich das sonnenbeschiedene Tal von Tuchla wie ein großer grüner See mit kleinen schwarzen Inseln. Die starren Felswände, an denen sich hier und dort grüne Brombeersträucher emporrankten, glichen einer hohen Umzäunung. Am Taleingang rauschte der Wasserfall. Das Wasser zerstob beim Aufschlagen auf die Steine zu silbrigem Schaum. Längs des Wasserfalls war ein schmaler Weg in den Felsen gehauen, der am Ufer des Gebirgsflusses entlang, über Berggipfel und Bergweiden bis nach Ungarn führte. Das war der damals berühmte Tuchla-Pass, nach dem Dukla-Pass ² die bequemste und sicherste Straße. Zehn angrenzende Gemeinden auf der galizischen und der ungarischen Seite hatten fast zwei Jahre lang am Bau dieser Straße über den Pass gearbeitet.

Die Tuchlaer hatten dabei am meisten geleistet, und sie waren deshalb so stolz auf den Pass, als sei er ganz allein ihr Werk.

»Sieh, Bojar!« sagte Maxim und blieb neben dem Wasserfall, am Anfang des steil aufwärts führenden Passes stehen. »Sieh, Bojar, das ist das Werk der Gemeinde von Tuchla! Dieser Pass zieht sich weit durch die Beskiden hin. Es ist der erste dieser Art in den Bergen. Mein Vater hat selbst fünf Meilen daran gebaut. Jede kleine Brücke, jede Kurve und jede Steigung auf dieser Strecke ist nach seinen Anweisungen entstanden.«

Der Bojar ließ den Blick ziemlich misslaunig über die Berge gleiten. Noch in der Ferne konnte man die gewundene, ausgetretene Straße zwischen den Felsen sehen. Dann blickte er zu dem Passeingang und schüttelte den Kopf.

»Dein Vater hat wohl große Macht über die Gemeinde?« fragte er.

»Macht, Bojar?« fragte Maxim erstaunt zurück. »Nein, Macht über die Gemeinde hat niemand bei uns; nur die Gemeinde selbst hat Macht, sonst niemand, Bojar. Aber mein Vater ist ein erfahrener Mann und dient der Gemeinde gern. Kein Mensch hier in den Bergen versteht es, auf der Gemeindeversammlung so zu reden wie er. Die Gemeinde befolgt den Rat meines Vaters, aber Macht hat er nicht, und er will sie auch nicht haben.«

Stolz und Bewunderung leuchteten aus Maxims Augen, als er von seinem Vater sprach. Tugar Wolk senkte nachdenklich den Kopf, Mirosława aber wandte keinen Blick von dem jungen Burschen. Bei seinen Worten hatte sie das Gefühl, als wäre ihr sein Vater so vertraut wie ein Mensch, in dessen Obhut sie seit langem gelebt hatte.

Tugars Miene aber verfinsterte sich mit jeder Minute mehr. Er runzelte die Stirn, unterdrückte seinen Zorn und blickte Maxim an.

»Dein Vater wiegelt also die Tuchlaer gegen mich und den Fürsten auf?« fragte er plötzlich in bösem, scharfem Ton. Diese Worte trafen Mirosława schmerzlich. Sie wurde blass und blickte abwechselnd auf den Vater und auf Maxim. Dieser aber erwiderte ruhig: »Er wiegelt die Gemeinde auf, sagst du, Bojar? Nein, da hat man dir nicht die Wahrheit erzählt. Die Gemeinde ist zornig auf dich, weil du dir ihren Wald und ihre Bergweiden angeeignet hast, ohne danach zu fragen, ob sie damit einverstanden ist.«

»Was? Ich soll die Gemeinde fragen? Der Fürst hat mir den Wald und die Bergweiden zum Geschenk gemacht, und ich habe nicht nötig, irgendjemand um Erlaubnis zu fragen! «

»Dasselbe hat mein Vater auch der Gemeinde gesagt, Bojar. Er beruhigt sie und rät den Leuten, das Gemeindegerecht abzuwarten, das die Angelegenheit genau untersuchen wird.«

»Das Gemeindegerecht?« schrie Tugar Wolk. »Soll ich etwa auch vor das Gemeindegerecht geladen werden?« »Ich finde, du müsstest doch froh sein, bei dieser Gelegenheit allen beweisen zu können, dass du im Recht bist. Dann würde sich die Gemeinde beruhigen.«

Tugar Wolk wandte sich ab. Sie setzten ihren Weg durch den Pass fort, der in einer Schlangenlinie verlief, um die gefährliche steile Steigung zu mildern. Maxim ging hinter den anderen und ließ kein Auge von Mirosława. Sein Gesicht aber strahlte nicht mehr vor Glück. Je mehr sich die Stirn des Bojaren vor Zorn und Unzufriedenheit umwölkte, umso deutlicher fühlte Maxim, dass sich zwischen ihm und Mirosława ein tiefer Abgrund auftat. Als ein Kind der Berge, das die große Welt und die stolzen Pläne des Bojaren nicht kannte, hatte er keine Ahnung, wie breit und tief dieser Abgrund war.

Sie hatten das Tal erreicht. In einem großen Teich sammelte sich das Wasser des Flusses, das wie flüssiges Silber vom Felsen strömte. Die Ufer des Teiches waren mit hohen Schaumkronen gesäumt. Zwischen den Steinen auf seinem Grund huschten pfeilschnell perlmutterschimmernde Forellen.

»Wie schön!« rief Mirosława unwillkürlich. »Ja, das ist unser Tuchlaer Land, unser Paradies!« sagte Maxim und ließ den Blick mit so stolzer Miene über das Tal, die Berge und den Wasserfall gleiten wie ein Herrscher, der sein Reich betrachtet.

»Nur mir vergiftet ihr das Leben in diesem Paradies«, bemerkte Tugar Wolk wütend.

Niemand erwiderte etwas auf diese Worte, und alle drei gingen stumm weiter. Sie näherten sich dem Dorf mit seinen dichten Reihen schmucker Holzhütten, die zwischen einer Fülle von Ebereschen, Weiden und weit verzweigten Birnbäumen standen. Die Bewohner arbeiteten auf dem Feld, nur ein paar alte, graubärtige Männer waren in der Nähe der Häuser beschäftigt. Einige arbeiteten mit Beilen, andere flochten Netze für die Jagd und den Fischfang und sprachen über Angelegenheiten der Gemeinde. Maxim verneigte sich vor ihnen und begrüßte sie laut und freundschaftlich. Auch Mirosława begrüßte die alten Männer von Tuchla, an denen sie vorbeikamen. Nur Tugar Wolk schritt düster und schweigend

dahin, ohne das »Gesindel«, das es gewagt hatte, sich gegen den Willen seines Fürsten aufzubauen, auch nur eines Blickes zu würdigen. In der Mitte des Dorfs kam ihnen eine merkwürdige Prozession entgegen. Drei festlich gekleidete alte Männer trugen an einer hohen, kunstvoll mit Silber beschlagenen Holzstange eine große, ebenfalls mit Silber beschlagene Holzkette, die zu einem Ring zusammengefügt war. Über dieser Kette wehte eine grelle himbeerrote Fahne mit Silberstickerei. Die Männer schritten langsam. Vor jedem Haus blieben sie stehen und riefen laut den Namen des Hausherrn. Wenn dieser oder ein anderer Bewohner heraustrat, sagten sie: »Morgen ist Gemeindeversammlung!« und gingen weiter.

»Was soll denn das bedeuten?« fragte Tugar Wolk erstaunt, als die Männer näher kamen.

»Weißt du es nicht?« fragte Maxim verwundert. »Nein. Bei uns in Halitsch ³ gibt es so etwas nicht.«

»Man ruft die Leute zur Versammlung, zum Gemeinderat.«

»Ich dachte, es wären Popen mit der Kirchenfahne«, versuchte Tugar zu spotten. »Wenn man bei uns zu einer Versammlung einlädt, reicht man die Gemeindefahne von Haus zu Haus, ohne viel Worte zu machen.«

»Bei uns tragen die Männer die Gemeindefahne durch das Dorf. Sie müssen jeden Bewohner mit Namen aufrufen. Auch dich werden sie aufrufen, Bojar!«

»Meinetwegen sollen sie rufen! Kommen werde ich nicht. Eure Gemeindeversammlung geht mich überhaupt nichts an. Ich bin hier auf Wunsch des Fürsten und kann selbst eine Versammlung einberufen, wenn ich es für notwendig halte.«

»Du selbst... eine Versammlung einberufen?« fragte Maxim erstaunt. »Ohne unsere Herolde? Ohne unsere Fahne?«

»Ich habe meine eigenen Herolde und meine eigene Fahne.«

»Aber kein Gemeindemitglied wird zu dieser Versammlung gehen. In unserer Gemeinde geschieht nur, was unsere Versammlung beschließt.«

»Das werden wir sehen!« rief Tugar Wolk zornig. Unterdessen hatten sie sich den Herolden genähert. Als diese den Bojaren erblickten, stellten sie die Fahne auf die Erde, und einer von ihnen rief:

»Bojar Tugar Wolk!«

»Der bin ich!« erwiderte der Bojar mürrisch.

»Morgen ist Gemeindeversammlung!«

»Und? Was habe ich damit zu tun?«

Aber die Herolde antworteten nicht und gingen weiter. »Es ist nicht ihre Aufgabe, das zu erklären, Bojar«, bemerkte Maxim, der sich nach Kräften bemühte, die Feindseligkeit des Bojaren gegen den Tuchlaer Gemeinderat zu mildern. Nach langem Schweigen, während sie ihren Weg durch das Dorf fortsetzten, begann Maxim von neuem: »Bojar, erlaube mir, einem jungen, unerfahrenen Mann, dir ein Wort zu sagen.«

»Sprich!« antwortete der Bojar.

»Komm morgen zur Versammlung!«

»Soll ich mich etwa eurem Bauerngericht unterwerfen?« »Bojar, die Tuchlaer Gemeinde urteilt stets gerecht. Ist es denn eine Schande, sich einem gerechten Urteilsspruch zu unterwerfen?«

Nun mischte sich auch Miroslawa ins Gespräch: »Väterchen, tu, was Maxim sagt! Er hat Recht. Ich verdanke ihm mein Leben, und er würde dir nichts Schlechtes raten. Er kennt die hiesigen Sitten und Gebräuche.«

Tugar lächelte unwillkürlich über diese wahrhaft weibliche Logik, doch gleich darauf verfinsterte sich seine Miene wieder.

»Du summst mir die Ohren voll mit deinem Maxim!« sagte er. »Gut, er hat dir das Leben gerettet, dafür bin ich ihm dankbar, und wenn du willst, schenke ich ihm ein Paar Ochsen. Aber hier handelt es sich um etwas ganz anderes, in das sich niemand einzumischen hat, weder du noch Maxim.«

»Nicht doch, Bojar«, entgegnete Maxim, »du wirst mich doch durch eine Bezahlung für diese unbedeutende Tat nicht erniedrigen wollen. Weder ich noch mein Vater nehmen eine Bezahlung an. Wenn ich dich bitte, morgen zur Versammlung zu kommen, so tue ich das nur

aus aufrichtiger Zuneigung. Ich möchte, dass zwischen dir und der Tuchlaer Gemeinde Eintracht herrsche, Bojar.«

»Na schön, meinetwegen«, erklärte sich Tugar Wolk endlich einverstanden, »ich komme morgen zu eurem Gemeinderat, aber nicht, um mich ihm unterzuordnen, sondern um mir einmal anzusehen, was für ein Rat das überhaupt ist.«

»Ja, komm, Bojar, komm!« rief Maxim erfreut. »Du wirst dich selbst überzeugen, dass die Tuchlaer Gemeinde Recht zu sprechen versteht.«

Bei den Worten des Bojaren hatte Maxim erleichtert aufgeatmet. Er wurde vergnügt und gesprächig und machte Mirosława auf alles Interessante und Schöne ringsum aufmerksam. Und es gab viel Interessantes und Schönes. Sie befanden sich jetzt mitten im Dorf und gleichzeitig in der Mitte des Tuchla-Tals. Die steilen, felsigen Ufer des Kessels schimmerten wie glatte, hohe Marmorwände. Der Gebirgsfluss zog sich mitten durch das Dorf. Seine Wasser rauschten und schäumten und erfüllten das Tal mit frischer, kühler Luft. Die ziemlich hohen Ufer waren durch Dämme aus Steinen, dicken Tannenstämmen und Balken geschützt. Sie waren auf dem schlammigen Grund des einstigen Sees errichtet worden, um das Dorf vor Überschwemmungen zu bewahren. Hier und da führten kleine Brücken mit Geländer über den Fluss, und gleich hinter den Dämmen begannen Gemüsegärten, in denen Erbsen, Bohnen, Kohl und Rüben wuchsen, sowie Getreidefelder, die sich wie hellgrüne Streifen weit hinter den Höfen hinstreckten. Jedes Gehöft war von einem Zaun umgeben. Die Wände der Häuser waren aus glatt gehobelten Balken gefügt und nicht mit Lehm verschmiert, sondern wurden mehrmals im Jahr mit Kieselsteinen abgewaschen und abgeschabt. Nur die Nahtstellen zwischen den einzelnen Balken waren mit Lehm ausgefüllt und mit Kalk geweißt. Zwischen den grünen Weiden und Birnbäumen sah das sehr hübsch aus. Vor jedem Hof standen zwei Linden, zwischen denen in verschiedenen Mustern geflochtene Tore waren. Fast über jedem Tor hing an einer Stange ein toter Vogel: eine Eule, eine Elster, ein Rabe, ein Habicht oder ein Adler mit weit ausgebreiteten Flügeln und herabhängendem Kopf. Das waren die Symbole der Haus-Schutzgeister. Hinter den Häusern befanden sich die Pferdeställe und anderen Wirtschaftsgebäude. Auch sie waren aus dicken Balken gebaut und trugen Holzdächer. Nur die zahlreichen Oborogs ⁴ waren mit Stroh gedeckt und steckten hier und da ihre goldgelben Schöpfe hervor. »Dort ist der Hof meines Vaters«, sagte Maxim und zeigte auf ein Haus, das sich in nichts von den anderen unterschied. Es war kein Mensch in der Nähe, doch die Eingangstür stand offen, und an der Südseite waren zwei kleine quadratische Öffnungen in die Wand eingehauen, die im Sommer entweder unverschlossen blieben oder mit dünnen, fast durchsichtigen Gipsplatten ausgelegt wurden. Im Winter setzte man außerdem hölzerne Läden davor. Das waren die Fenster.

Mirosława betrachtete den Wohnsitz der Familie Berkut, der »Königsadler«, voller Neugierde. Über dem Tor hing ein frisch erlegter riesiger Königsadler, der noch jetzt, nach seinem Tod, mit seinen mächtigen, eisenharten Klauen und seinem schwarzen, hakenförmig gebogenen Schnabel zu drohen schien. Das Gehöft wirkte freundlich und anheimelnd. Der Fluss, über den man ein breites Brett gelegt hatte, trennte es von der Straße. Mit leisem Murmeln schlug sein kristallklares, schäumendes Wasser gegen den steinernen Damm. Tugar Wolk blickte hinüber.

»Aha, dort also haust der Herrscher von Tuchla? Nun, ich freue mich, ihn kennen zu lernen. Wir werden ja sehen, was für ein Vogel das ist!«

Maxim zögerte. Er wollte sich von dem Bojaren und seiner Tochter verabschieden, doch irgendetwas trieb ihn, noch weiter mitzugehen.

»Gehst du schon nach Haus?« fragte Mirosława, sein Zögern richtig deutend, und wandte das Gesicht ab, um ihre Verlegenheit zu verbergen.

»Ja, das wollte ich. Aber wenn du willst, begleite ich euch noch durch die Schlucht bis zu eurem Hof.«

Mirosława freute sich und wusste selbst nicht, worüber. Und sie gingen weiter, plauderten, blickten sich wohl-gefällig an, genossen den Klang ihrer Stimmen und vergaßen alles ringsum – den Vater und die Gemeinde. Obgleich sie kein Wort von sich selbst sprachen, von ihren Gefühlen und Hoffnungen, war alles, was sie sagten, auch die gleichgültigste Bemerkung, von der Glut ihrer Herzen durchdrungen, in denen das Feuer der ersten Liebe

brannte. Eine geheimnisvolle Macht trieb diese jungen, gesunden und schönen Geschöpfe zueinander, die so rein und unverdorben waren, dass sie in ihrer Unschuld nicht ahnten, welche Hindernisse sich gegen ihre junge Liebe auf türmen würden.

Tugar Wolk, in schwere, düstere Gedanken versunken, schritt voraus und überlegte, wie er morgen würdig und in vollem Glanz vor diesem »Gesindel« erscheinen würde und wie er seine Bedeutung und Überlegenheit herausstellen könne. So bemerkte er nicht, was sich zwischen den beiden jungen Leuten entwickelte. Ihn ärgerte nur, dass dieser Bursche so kühn auftrat und mit ihm und seiner Tochter wie mit seinesgleichen sprach. Doch er ließ sich seine Entrüstung vorläufig nicht anmerken.

Das Dorf lag bereits hinter ihnen. Nun näherten sie sich der Stelle, wo der Fluss durch das schmale Felsentor ins Oportol hinabstürzte. Die Sonne stand schon tief über dem Waldsaum und badete ihre schrägen Strahlen in den schäumenden Wellen. Die Felsen, durch die sich der Fluss drängte, warfen schon lange Schatten, und in dem Engpass war es dunkel, kalt und feucht. Unter ihnen toste das Wasser, und hoch über ihnen rauschten die Tannen und Buchen. Zu beiden Seiten des Flusses waren bequeme Fußpfade in die Felsen gehauen – ebenfalls ein Werk der Tuchlaer. Ein Zittern überlief Miroslawa, als sie durch dieses seltsame »steinerne Tor« trat, sei es wegen der Kälte, der Feuchtigkeit oder weil der Himmel aus welchem Grund. Sie griff nach der Hand des Vaters und schmiegte sich dicht an ihn.

»Was für ein schauriger Ort!« sagte sie, blieb in dem Hohlweg stehen und blickte sich nach allen Seiten um. Es war wirklich unheimlich hier. Etwa drei Saschen breit war das Flussbett und so glatt und ebenmäßig, als hätten es Menschen geschaffen. In Wirklichkeit aber hatte das reißende Wasser das Schiefergestein ausgehöhlt. Vor dem Eingang des Hohlweges ragte ein gewaltiger Steinpfeiler empor, der durch die Umspülung des Wassers nach unten zu immer dünner wurde, während sein oberer Teil, auf dem Farnkraut und Zwergbirken wuchsen, dick und ausladend wirkte. Das war der weithin berühmte »Wächter«. Es schien, als bewache er den Eingang in das Tuchla-Tal und als sei er bereit, sich auf jeden zu stürzen, der versuchte, mit feindlichen Absichten in diesen stillen, glücklichen Winkel einzubrechen. Sogar Tugar Wolk ergriff ein Schauer, als er diesen drohenden Felsen betrachtete.

»Puh, was für ein gefährlicher Stein!« sagte er. »Der hängt ja über dem Eingang, als ob er jeden Augenblick herabstürzen wollte!«

»Das ist ein heiliger Stein, Bojar«, bemerkte Maxim bedeutungsvoll, »jedes Frühjahr windet man ihm Kränze aus Lichtnelken. Er ist unser Wächter, der Wächter von Tuchla.«

»Ach, bei euch ist alles heilig, alles gehört Tuchla, alles ist euer, das kann man ja nicht mehr mit anhören!« rief Tugar Wolk entrüstet. »Als ob es außer eurem Tuchla überhaupt nichts gäbe auf der Welt.«

»Ja, für uns gibt es auch nichts anderes«, erwiderte Maxim. »Wir lieben unser Tal über alles. Wenn jeder seine Heimat so lieben würde, lebten alle Menschen in der Welt ruhiger und glücklicher.«

Maxim ahnte nicht, wie seine Worte den Bojaren verletzten. Er bemerkte auch nicht die bösen Blicke, mit denen Tugar ihn betrachtete. Zu Miroslawa gewandt, fuhr er in erregtem Ton fort:

»Ich will euch erzählen, was ich über diesen Stein, über unseren Wächter, von meinem Vater gehört habe. Es ist lange her, sehr lange. Damals lebten noch Riesen in unseren Bergen. An der Stelle, wo jetzt unser Tuchla liegt, war ein großer See, ein ringsum geschlossener Kessel. Das Wasser hätte über seinen Rand treten müssen, um abzufließen. Der See war verzaubert. Es gab kein Lebewesen darin, keinen Fisch und keinen Wurm. Jedes Tier, das dieses Wasser trank, musste sterben, jeder Vogel, der den See überflog, fiel ins Wasser und ertrank. Morana, die Todesgöttin, besaß die Macht über den See. Eines Tages aber geschah es, dass der König der Riesen mit Morana in Streit geriet. Er schlug mit seinem Zauberhammer auf einen Felsen, der stürzte um, so dass sich das Wasser aus dem See ergoss und seine Zauberkraft verlor. Da änderte sich die ganze Gegend. Der Grund des Sees verwandelte sich in ein fruchtbares Tal, das ein fischreicher Fluss durchquerte. Saftiges grünes Gras und Blumen wuchsen an seinen Ufern. Zwischen den Steinen bewegten sich Kriechtiere, der Wald belebte sich, und Vögel flatterten durch die Luft. Morana war zornig, denn sie hasste alles Lebendige, und verwandelte den König der Riesen in

diesen Stein. Das Tal war für sie verloren, denn sie konnte das tote Wasser nicht wieder zurückholen. Um wieder die Beherrscherin unserer Berge zu werden, müsste sie das Wasser bis auf den letzten Tropfen einsammeln und den Durchgang im Felsen verstopfen. So hat Morana keine Macht mehr über diese Gegend. Der König der Riesen ist jedoch nicht tot. Er lebt in diesem Stein weiter und bewacht unser Tal. Man sagt, dass Morana eines Tages alle ihre Heerscharen herbeirufen wird, um unser Tuchla wieder zu erobern, doch der verzauberte Wächter wird sich auf ihr Heer stürzen und es mit seinem Gewicht zerschmettern...«

Mirolawa fühlte sich von dieser Erzählung seltsam berührt. Sie wünschte sehnlichst, unter der Führung dieses guten, lebenspendenden Königs der Riesen gegen Moranas Heer in den Kampf ziehen zu dürfen. Ihr junges Blut begann heftiger in ihren Adern zu pulsen. Wie stark und leidenschaftlich sie Maxim in diesem Augenblick liebte!

Tugar Wolk aber schien die Erzählung Maxims nicht zu glauben; er drehte sich noch einmal um, blickte auf den steinernen »Wächter« von Tuchla und lächelte verächtlich, als wollte er sagen: Dieses dumme Volk – sein Stolz und seine Hoffnung sind nichts als Torheiten!

Nun waren die drei durch die enge Schlucht des Tuchla-Flusses gegangen und traten ins Freie. Unvermutet eröffnete sich ihren Blicken das lang gestreckte, von steilen Bergen eingeschlossene Tal des Opor, das in der Ferne mit dem Stry-Tal zusammenstieß. Der purpurrote Widerschein der untergehenden Sonne spiegelte sich in den breiten Wellen des Opor, in den sich der Tuchla-Fluss mit wütendem Gebrüll hinabstürzte. Ringsum rauschten die langsam dunkelnden Wälder.

Unsere Wanderer blieben einen Augenblick stehen und genossen den Anblick dieser unsterblichen, belebenden Schönheit der Natur. Maxim rang mit einem Entschluss. Ein Gedanke hatte sich in seinem Kopf festgesetzt und drängte mit Gewalt ins Freie. Schließlich nahm er allen Mut zusammen und trat zitternd und errötend auf den Bojaren zu.

»Väterchen Bojar«, sagte er ungewöhnlich sanft und unsicher.

»Was willst du?«

»Ich möchte dein treuester Diener sein...«

»Mein Diener? Nun gut, das ist nicht schwierig. Komm mit deinem Vater zu mir, dann können wir alles besprechen. Wenn du unbedingt einen Dienst annehmen willst...«

»Nein, Bojar, du hast mich nicht richtig verstanden... Ich möchte.., dein Sohn sein!«

»Mein Sohn? Aber du hast doch einen Vater, und wie ich hörte, einen viel besseren, gerechteren und weiseren, als ich es bin. Er wird doch sogar morgen über mich zu Gericht sitzen!«

Ein bitterböses Lächeln verzerrte das finstere Gesicht des Bojaren noch mehr.

»Ich wollte sagen«, verbesserte sich Maxim, »ich meine etwas anderes. Bojar, gib mir deine Tochter zur Frau! Ich liebe sie mehr als mein Leben, mehr als meine Seele!«

Ein Blitz aus heiterem Himmel hätte Tugar Wolk nicht schrecklicher treffen können als diese leidenschaftlichen und gleichzeitig schlichten Worte des Jünglings. Er wich zwei Schritte zurück und maß den armen Maxim mit einem durchdringenden Blick voll Zorn und Verachtung von Kopf bis Fuß. Sein Gesicht wurde ganz blau vor Wut, seine Lippen zitterten, und seine Zähne waren fest zusammengepresst.

»Elender Wicht!« schrie er plötzlich so laut, dass das Echo seiner Worte von den Bergen widerhallte. »Wie kannst du es wagen, so zu mir zu sprechen? Wiederhole deine Worte, denn ich glaube, ich habe ihren Sinn nicht richtig verstanden.«

Der drohende Ton des Bojaren schüchterte Maxim nicht ein, im Gegenteil. Wie eine stolze Eiche, kühn und entschlossen, stand er vor dem Bojaren und sagte freundlich, aber fest:

»Ich habe nichts Schlechtes gesagt, Bojar, und nichts, was dir oder deiner Tochter zur Unehre gereicht hätte. Ich habe dich um die Hand deiner Tochter gebeten, die ich liebe, wie niemand auf der Welt sie lieben wird. Ist denn die Kluft zwischen deinem Bojarenstand und meinem Bauerngeschlecht so groß, dass die Liebe sie nicht überbrücken könnte? Wieso solltest du so hoch über mir stehen?«

»Schweig, du Wicht!« unterbrach ihn Tugar Wolk, vor Wut brüllend. »Meine Hand zuckt schon, das Schwert zu ergreifen, um es dir in deinen dummen Hals zu stoßen! Nur eins schützt dich vor meiner Rache – dass du heute meiner Tochter das Leben gerettet hast! Sonst würdest du deine Worte auf der Stelle mit dem Leben bezahlen müssen! Du

Wahnsinniger hast an so etwas gedacht, hast es gewagt, die Augen zu ihr, zu meiner Tochter zu erheben? Vielleicht, weil sie und ich wie Menschen mit dir reden und dich nicht mit Füßen stoßen wie einen Hund? Hast du, als du sie aus den Klauen der Bärin rissst, geglaubt, du würdest sie für dich erbeuten wie eine Gefangene? Da hast du dich aber geirrt! Wenn das ihr Schicksal sein sollte, dann wäre es besser gewesen, sie wäre in der blutigen Umklammerung des Raubtiers umgekommen!«

»Nein, Bojar, das darfst du nicht sagen! Lieber hätte ich mich selbst von den Klauen des Bären zerreißen lassen, als dass ihr ein Haar gekrümmt würde.«

Bei diesen Worten wandte sich Miroslawa ab, um vor dem Vater und Maxim ihre Tränen zu verbergen. Ohne sie zu beachten, fuhr Tugar Wolk fort:

»Du niedrige, gemeine Brut wagst es, dich mit mir zu vergleichen? Mit mir, der sein ganzes Leben unter Fürsten verbracht und sich die fürstliche Anerkennung und Auszeichnung für ritterliche Taten erworben hat! Meine Tochter kann sich einen Freier unter den höchsten und berühmtesten Rittern des Landes suchen, und da soll ich sie einem Niedriggeborenen wie dir geben, in dein winziges Tuchla soll sie ziehen, wo sie dahinwelken, verdorren und im Elend zugrunde gehen würde? Nein, nein; mach, dass du fortkommst, armseliger Bursche, du bist nicht bei Sinnen, du weißt nicht, was du redest!«

Maxim erkannte, dass es keine Hoffnung gab; der Bojar war allzu hochmütig und verachtete ihn zu sehr. Es fiel ihm schwer, dies einzusehen.

»Bojar, Bojar«, sagte er in sanftem, traurigem Ton. »Die Flügel deines Stolzes haben dich allzu hoch emporgetragen, aber hüte dich! Das Schicksal hebt gewöhnlich diejenigen in die Höhe, die es am tiefsten hinabstoßen will. Verachte die Armen nicht, Bojar, verachte nicht die Niedriggeborenen und die Arbeitenden, denn wer kann wissen, aus welcher Quelle er einmal trinken muss?«

»Du wagst es noch, mich belehren zu wollen, du Wurm?« schrie Tugar Wolk außer sich, und seine Augen funkelten zornig. »Aus meinen Augen, sonst kenne ich mich nicht mehr und durchbohre dich mit diesem Schwert, wie ich heute Morgen den Bären durchbohrt habe!«

»Nimm einem dummen jungen Burschen seine Worte nicht übel, Bojar«, antwortete Maxim ruhig wie zuvor. »Leb wohl! Leb auch du wohl, mein Stern, der mir einen Tag so wunderbar geleuchtet hat! Du erlischt für mich auf ewig. Leb wohl und werde glücklich!«

»Nein, ich kann nicht schweigen!« sagte Miroslawa plötzlich und drehte sich entschlossen um. »Dein Stern erlischt nicht, mein guter, tapferer Freund! Ich will deine Frau werden.«

Tugar Wolk starrte seine Tochter fassungslos an. »Miroslawa, was sprichst du da?« rief er.

»Was du hörst, Väterchen. Gib mir Maxim zum Mann. Ich will die Seine werden.«

»Dummes Mädchen, das kann nicht sein!«

»Versuch es, und du wirst sehen, dass es sein kann!«

»Du sprichst im Fieber, meine Tochter. Das wilde Tier hat dich erschreckt, du bist krank!«

»Nein, Väterchen, ich bin ganz gesund! Ich sage dir noch einmal und schwöre vor der Sonne, dass dieser junge Mann mein Gemahl wird! Sonne, sei meine Zeugin!«

Und sie legte den Arm um Maxim und presste ihre Lippen auf seinen Mund. Tugar Wolk war unfähig, eine Bewegung zu machen oder ein Wort hervorzubringen. »Und jetzt geh nach Haus und fürchte nichts. Miroslawa hat geschworen, dass sie die Deine wird, und Miroslawa wird ihren Schwur halten. Wir aber, Väterchen, gehen schnell nach Haus! Dort unten im Tal liegt schon unser Hof, und da kommen auch unsere Gäste.«

Mit diesen Worten ergriff das Mädchen die Hand des Vaters, der sich noch immer nicht von seinem Schreck erholt hatte, und stieg mit ihm den Berg hinab. Maxim aber stand noch lange glücklich und wie verzaubert an derselben Stelle. Endlich erwachte er aus seiner Versunkenheit, kniete auf die Erde nieder und betete vor der untergehenden Sonne, wie seine Großväter und Urgroßväter gebetet hatten und wie es auch sein Vater heimlich tat. Dann stand er auf und ging mit feiertäglich langsamen Schritten nach Tuchla zurück.

¹ Podolien – Landschaft am linken Ufer des Dnestr.

² Dukla-Pass – einer der bequemsten Karpaten-Übergänge nach Ungarn.

³ Halitsch – Städtchen am Dnestr. Von 1140 bis 1255 Hauptstadt des Fürstentums Galizien.

⁴ Oborog – Schutzdach auf vier Pfählen, für Heu und Getreide. Es kann nach Bedarf gesenkt oder gehoben werden.

Kapitel 3

Im Tuchla-Tal, dicht neben dem Wasserfall, stand in der Mitte eines freien Platzes ein großer Lindenbaum. Niemand erinnerte sich, wann er gepflanzt worden war. Tuchla war keine sehr alte Ortschaft, und die Bäume im Tal waren alle viel jünger als diese Linde. Es war daher nicht verwunderlich, dass die Bewohner sie als den ältesten Zeugen der Vergangenheit voll Hochachtung betrachteten.

Die Tuchlaer glaubten, diese Linde sei ein Geschenk ihres alten Schutzpatrons, des Königs der Riesen, der sie mit seinen Händen zu Ehren seines Sieges über Morana gepflanzt hätte. Unter den Wurzeln der Linde entsprang ein kleiner Bach, der leise glucksend über die Steine hüpfte und sich in den Fluss ergoss. Auf diesem Platz hielten die Tuchlaer ihre Dorfversammlungen ab, die im Altertum die höchste und einzige Macht in den russischen Gemeinden darstellten.

Auf dem weiten, ebenen Platz befanden sich einige Reihen glatter Steinblöcke, die als Sitzplätze für die Gemeindeältesten und die Patriarchen der einzelnen Sippen dienten. Dicht neben der Quelle lag ein viereckiger Stein, in dessen Mitte ein Loch gebohrt war. Während der Versammlungen diente er als Sockel für die Gemeindefahne. Daneben befand sich eine Erhöhung für die Sprecher, die zu irgendeiner der verhandelten Angelegenheiten das Wort ergriffen.

Am Tag nach der Jagd der Bojaren füllte eine dichte Volksmenge den Versammlungsplatz. Der Lärm ihrer Stimmen tönte durch das ganze Tal. Würdevoll schreitend, kamen die Gemeindeältesten nacheinander aus dem Dorf herbei und nahmen ihre Plätze ein. Geräuschvoll versammelte sich die Jugend und stellte sich in weitem Halbkreis hinter den Sitzplätzen auf. Auch Frauen kamen, wenn auch nicht viele. An der Gemeindeversammlung konnten sich alle Erwachsenen, Frauen wie Männer, beteiligen. Und obwohl nur die Ältesten und die Patriarchen entscheidende Stimmen hatten, konnte jeder bei den Besprechungen frei und offen seine Meinung sagen, auch die jungen Leute und die Frauen.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als die Herolde als letzte aus dem Dorf kamen und die Gemeindefahne vor sich her trugen. Bei ihrem Erscheinen lief ein Raunen durch die Menge, doch dann wurde es still. Die Herolde verneigten sich dreimal vor der Gemeinde, stellten sich unter die Linde und nahmen die Kappen ab. Die Versammelten taten das gleiche.

»Geehrte Gemeinde«, sagten die Herolde, »gebt ihr eure Zustimmung, dass wir uns heute hier beraten?«

»Ja! Ja!« antworteten die Versammelten.

»Also, dann mit Gott!« riefen die Herolde und steckten die Gemeindefahne in das Loch des Steinsockels, zum Zeichen, dass die Versammlung eröffnet war.

Dann erhob sich das älteste Gemeindemitglied, Sachar Berkut, von seinem Platz, ging mit langsamen, aber festen Schritten auf die Linde zu, berührte sie mit der Hand, ließ sich vor der Quelle auf die Knie nieder. Nach altem Brauch netzte er mit dem Quellwasser die Augen und die Lippen, damit nichts seinen Blick trübe und seine Lippen rein seien. Dann ließ sich Sachar Berkut auf den erhöhten Platz nieder und wandte sein Gesicht nach Osten, der Menge zu.

Sachar Berkut war ein Greis von über neunzig Jahren. Sein Haar war weiß wie Schnee. Er hatte acht Söhne, von denen drei bereits mit ihm unter den Ältesten saßen. Der jüngste, Maxim, wirkte zwischen den Tuchlaer Burschen wie eine starke Eiche zwischen Ahornsträuchern. Sachar Berkut, mit seiner hohen Gestalt und dem scharfgeschnittenen Gesicht, in dem sich Lebenserfahrung und Menschenkenntnis widerspiegeln, war das Urbild jener alten Patriarchen, Stammväter und Führer eines Volkes, von denen tausendjährige Lieder und Legenden berichten. Trotz seines hohen Alters war er noch sehr kräftig und unermüdlich im Schaffen. Zwar arbeitete er nicht mehr auf dem Feld, trieb keine Schafherden mehr auf die Weide und ging nicht mehr zur Jagd, sondern er beschäftigte sich im Garten mit seinen Bienen und bereitete Heiltränke. Kaum warf der Frühling einen ersten Blick in die Tuchlaer Berge, da grub Sachar Berkut schon seinen Garten um, säuberte ihn, beschnitt Äste, veredelte Bäume und pflanzte sie um. Die Dorfbewohner bewunderten seine Kenntnisse und freuten sich, dass er jedem bereitwillig Ratschläge und Lehren erteilte. Seine

Bienenstöcke befanden sich im Wald, und er ging an jedem schönen Tag hinaus, obwohl der Weg ziemlich weit und anstrengend war. Wegen seiner Heilmittel aber betrachteten die Tuchlaer Sachar Berkut als einen Wohltäter. In der Zeit zwischen Pfingsten und dem Johannistag zog er mit seinem jüngsten Sohn Maxim für einige Wochen in die Berge, um Gräser und Kräuter zu sammeln. Zwar bewahrten die frische Gebirgsluft, die geräumigen, gesunden Häuser und die ständige, aber nicht übermäßig schwere Arbeit die Menschen vor häufigen und ansteckenden Krankheiten. Aber oft wurden Menschen verwundet oder verstümmelt, und kein Wundarzt konnte ihre Wunden so schnell und so gut heilen wie der alte Sachar Berkut.

Der Greis sah in alledem nicht den Hauptsinn seines Lebens. »Das Leben hat nur solange einen Wert«, pflegte er zu sagen, »solange der Mensch anderen helfen kann. Wenn er eine Last für andere wird und keinen Nutzen mehr bringt, dann ist er kein Mensch mehr, sondern ein Hindernis, und es lohnt nicht mehr, dass er lebt. Gott bewahre mich davor, dass ich einmal anderen zur Last fallen und das Gnadenbrot essen sollte, wenn es auch vollauf verdient wäre!«

Diese Worte waren der wichtigste Leitfaden im Leben Sachar Berkuts. All sein Denken, Tun und Reden war auf das Wohl anderer, vor allem auf das Wohl der Gemeinde bedacht. Die Gemeinde war seine Welt, der Sinn und Inhalt seines Lebens. Bereits in seiner Jugend, als er sah, dass die Bären und Wildschweine in den Bergen oft Tiere und Menschen anfielen, erwachte in ihm der Wunsch, das Heilen von Wunden zu erlernen. Er verließ sein Elternhaus und machte sich auf den Weg zu einem berühmten Quacksalber, dem nachgesagt wurde, dass er Pfeile und Blut besprechen könnte. Sachar Berkut bot ihm zehn Marderfelle, wenn er ihn seine Beschwörungsformeln lehren würde. Der Quacksalber war einverstanden, doch Sachar wollte sich selbst überzeugen, dass die Formeln des Mannes auch wirklich Wunden heilen. So zog er sein Messer aus der Tasche und fügte sich selbst eine tiefe Wunde im Oberschenkel zu.

»Still das Blut!« forderte er den erstaunten Wunderdoktor auf.

Dessen Sprüche wirkten nicht.

»Hm«, meinte der Quacksalber, »sie helfen nicht, weil du dich freiwillig verwundet hast. Solche Wunden kann man nicht besprechen.«

»Nun, offenbar ist deine Beschwörungsformel schlecht. So etwas kann ich nicht gebrauchen. Ich suche einen Spruch, der nicht danach fragt, ob man sich freiwillig verletzt oder nicht, sondern der wirklich jede Wunde ohne Ausnahme heilt.«

Sachar Berkut verließ den Quacksalber und ging weiter, um einen besseren zu suchen. Lange streifte er so durch Berge und Täler, bis er nach einem Jahr auf Mönche stieß, die als Einsiedler lebten. ¹ Unter ihnen befand sich ein hundertjähriger Greis, der lange Zeit bei den Griechen auf dem Berg Athos gelebt und viele altgriechische Bücher gelesen hatte. Dieser Mönch verstand Wunden zu heilen und war bereit, jeden seine Kunst zu lehren, der ein Jahr in gutem Einvernehmen mit ihm leben und sich als guter Mensch erweisen würde. Viele hatten ihn, der immer nachdenklich und traurig war, gebeten, seine Schüler werden zu dürfen. Doch bisher war keiner bis zu der vereinbarten Frist bei ihm geblieben, und keinem hatte er seine ärztlichen Geheimnisse anvertraut. Von diesem Wunderdoktor hatte auch Sachar Berkut gehört. Er ließ sich zu ihm führen und berichtete offen, warum er gekommen wäre. Der greise Mönch nahm ihn ohne Widerrede bei sich auf, und Sachar blieb nicht ein, sondern drei Jahre bei ihm. Als er die Einsiedelei verließ und in seine Heimat zurückkehrte, war seine Liebe zu seiner Gemeinde noch heißer und stärker geworden; seine Rede floss in kristallklarem Strom, seine Worte waren ruhig, weise und fest wie Stahl und richteten sich messerscharf gegen jedes Unrecht. In den vier Jahren seiner Abwesenheit hatte Sachar Berkut nicht nur gelernt, Wunden zu heilen, er hatte auch die Welt gesehen, war in Galizien und Kiew gewesen, hatte Fürsten und ihre Geschäfte beobachtet, viele Krieger und Kaufleute kennen gelernt. In den Tälern hatte er beobachtet, dass die Fürsten und ihre Bojaren mit allen Mitteln versuchten, die freie Gemeindeordnung in den Dörfern zu schwächen und wenn möglich zu sprengen, damit sie die uneinigen, in ihrer Kraft zersplitterten Menschen um so leichter zwingen konnten, ihre Sklaven und Diener zu werden. Sachar Berkut war zu der Überzeugung gelangt, dass eine feste, einheitliche Gemeindeordnung der einzige Schutz für seine Brüder, die Bauern, sei und sie vor der

Versklavung bewahre. Außerdem aber hatte Sachar von dem alten Akinth und anderen erfahrenen Leuten viel über die Verhältnisse in Nordrussland, in Nowgorod und Pskow gehört, über den Wohlstand und die wirtschaftliche Blüte der dortigen Gemeinden, und alles das hatte in seiner leidenschaftlichen Seele den Wunsch entfacht, sein ganzes Leben seiner Heimat, dem Tuchlaer Land, zu widmen, um auch sie so stark und wohlhabend zu machen.

Siebzig Jahre waren seitdem vergangen. Sachar Berkut stand wie eine alte knorrige Eiche zwischen den Jungen und konnte auf die Früchte seines langjährigen Schaffens blicken. Wahrscheinlich bereitete es ihm Freude, zu sehen, zu welchem Erfolg seine Arbeit geführt hatte. Die Gemeinde Tuchla stand einmütig zusammen.

Gemeinsam wurde die Arbeit getan, und gerecht wurden die Erzeugnisse verteilt. Die Gemeinde war Richter und Gesetzgeber zugleich. Die Felder und Wälder brauchten keine Wächter; jedes Mitglied der Gemeinde bewachte immer und überall den gemeinsamen Besitz. Arme gab es nicht, die Erde ernährte alle, und die Kornkammern und Darren waren stets für Bedürftige geöffnet. Die Fürsten und die Bojaren blickten neidvoll auf dieses Leben, in dem es keinen Platz für sie gab und in dem sie nicht gebraucht wurden. Einmal im Jahr kam ein fürstlicher Abgabeneinnehmer nach Tuchla, und die Gemeinde tat alles, um den unangenehmen Gast so schnell wie möglich wieder loszuwerden. Nach einem oder zwei Tagen fuhr er ab, mit allen möglichen guten Dingen beladen, denn die Tuchlaer bezahlten damals den größten Teil ihrer Abgaben in Naturalien. Der Einnehmer der fürstlichen Steuern war hier jedoch bei weitem kein so allmächtiger Herr wie in anderen Dörfern. Die Tuchlaer wussten sehr gut, was sie ihm und was sie dem Fürsten schuldeten, und sie ließen keinerlei Übergriffe zu.

Aber nicht allein in Tuchla machte sich der wohltätige Einfluss Sachar Berkuts bemerkbar. Man kannte ihn meilenweit im Umkreis, auf der russischen sowohl als auf der ungarischen Seite. Und zwar kannte man ihn nicht nur als guten Arzt, der Wunden und alle möglichen Krankheiten heilen konnte, sondern auch als guten Redner und Ratgeber, dessen Worte »wie die Stimme Gottes selbst ins Herz drangen«. Niemand konnte bessere Ratschläge geben als er, sei es dem einzelnen oder der gesamten Gemeinde; selbst eine Versammlung erfahrener Männer hätte niemals bessere finden können. Seit langem hatte Sachar Berkut erkannt, dass eine Gemeinde allein schwach ist, ebenso wie der einzelne Mensch schwach und hilflos ist, und dass nur ein gutes Verstehen und gemeinsames Handeln vieler benachbarter Gemeinden ihnen Kraft geben und die freie Gemeindeordnung festigen kann. Darum vergaß er auch bei all seiner Sorge um das Wohl seiner Gemeinde niemals die benachbarten Gemeinden. In jüngeren Jahren hatte er die anderen Gemeinden oft besucht, hatte an ihren Versammlungen teilgenommen und sich bemüht, die Menschen und ihre Nöte kennen zu lernen, und überall hatten seine Ratschläge und Ermahnungen das eine Ziel: die freundschaftlichen, kameradschaftlichen und brüderlichen Beziehungen der Menschen innerhalb und zwischen den Gemeinden zu stärken. Zu jenen Zeiten waren diese Beziehungen noch ziemlich fest. Es war den Bojaren und Fürsten noch nicht gelungen, sie endgültig zu zerreißen. Und unter der Führung eines allgemein so beliebten, erfahrenen und der gemeinsamen Sache ergebenen Mannes wie Sachar Berkut festigten sie sich noch mehr. Besonders wichtig für Tuchla ebenso wie für das gesamte Stry-Hochland war die Verbindung mit den russischen Gemeinden auf der ungarischen Seite. Die Bewohner des Hochlandes besaßen Schaffelle und -häute im Überfluss, aber es mangelte ihnen an Getreide. Aus diesem Grunde beschäftigte sich Sachar sehr stark mit dem Gedanken, eine direkte, sichere Straße von Tuchla bis nach Ungarn zu bauen. Viele Jahre arbeitete er an dem Plan, wo die Straße angelegt werden müsse und wie man diesen Plan mit den wenigsten Kosten verwirklichen könnte. Gleichzeitig nutzte er jede Gelegenheit, jede Gemeindeversammlung, um die Berggemeinden auf beiden Seiten der Beskiden von der Notwendigkeit und dem Nutzen einer solchen Straße zu überzeugen. Endlich erreichte er, was er wollte. Mehr als zehn Gemeinden der nahen und weiteren Umgebung schickten ihre Vertreter zu der Gemeindeversammlung, auf der über den Bau der neuen Straße verhandelt werden sollte. Das war ein Freudentag für Sachar. Er übernahm nicht nur bereitwillig die Aufgabe, eigenhändig die Baustrecke abzustecken, sondern er erklärte sich außerdem bereit, während der ganzen Zeit des Baus die Arbeiten zu beaufsichtigen. Vier seiner Söhne halfen beim Bau. Der fünfte, ein Schmied, reparierte in einer fahrbaren Schmiede auf der

Baustrecke das Werkzeug der Arbeiter. Jede Gemeinde stellte einige Dutzend Arbeiter und versorgte sie mit Lebensmitteln. Unter der Leitung des unermüdlichen Sachar wurde die Straße in knapp zwei Jahren fertig. Ihr Nutzen wurde bald allen offenbar. Die Verbindung mit den damals noch reichen russisch-ungarischen Gemeinden belebte die ganze Gebirgsgegend. Ein lebhafter und beiderseitig vorteilhafter Produktaustausch setzte ein: die einen lieferten Häute, Schafkäse und ganze Herden Schafe zum Schlachten und die anderen Weizen, Roggen und Leinwand. Doch dieser Tauschhandel war nicht der einzige Vorteil des Tuchla-Passes. Schneller als sonst verbreiteten sich die Nachrichten vom Leben der Gemeinden diesseits und jenseits der Beskiden. Der Tuchla-Pass wurde der Lebensfaden, der die Kinder eines Volkes, die zwischen zwei Mächten aufgeteilt waren, miteinander verband.

Freilich stellte der Tuchla-Pass nicht die erste Lebensader dieser Art dar. Eine viel ältere und einst bedeutende Straße war der Dukla-Pass. Die galizisch-russischen Fürsten aber hassten ihn aus vielerlei Gründen. Vielleicht weniger, weil er eine Verbindung zwischen den Gemeinden diesseits und jenseits der Beskiden bedeutete, wodurch die freie Gemeindeordnung gestärkt wurde, sondern wohl mehr aus dem Grunde, weil die madjarischen Könige und Herzöge auf diesem Weg mit ihren Truppen in Galizien häufig eingefallen waren. Darum wollten die galizischen und Peremyschler Fürsten dieses Tor zu ihrem Machtbereich wenn nicht ganz verschließen, so doch zum mindesten befestigen. Und natürlich mussten die Kosten für eine solche »Befestigung« von den Gemeinden aufgebracht werden. Die Fürsten siedelten längs des Dukla-Passes ihre Bojaren an, schenkten ihnen umfangreiche Ländereien und Güter aus dem Gemeindebesitz und verpflichteten sie, das Dukla-Tor zu bewachen. Im Falle eines Übergriffes sollten sie den Feind mit ihren Mannen, die sie in den umliegenden Gemeinden sammeln sollten, aufhalten sowie mit Steinen und Bäumen die Straße an schmalen Stellen versperren und sie, wenn es not tat, so zerstören, dass sie für den Gegner völlig unwegsam wurde. So lastete denn eine schwere Bürde auf den Bauerngemeinden. Sie verloren nicht nur einen Teil ihrer Ländereien, auf denen sich jetzt die Bojaren breit machten, sondern sie mussten außerdem Wachposten und für die Bojaren Kriegsgefolge und Diener stellen, die Sperren errichten und sich im Kriegsfall den Befehlen und dem Gericht der Bojaren völlig unterwerfen. Naturgemäß musste sich ein Bojar, der mit solchen umfassenden Rechten ausgestattet war, zu einer Macht im Dorf entwickeln, und selbstverständlich sann er darauf, seine Machtbefugnisse noch zu erweitern. Um sich zu bereichern, ließen die Bojaren Straßensperren errichten und verlangten dort von jedem Vorüberfahrenden ein Entgelt. Die Folge war, dass der lebhafte Verkehr über den Dukla-Pass aufhörte. Gleichzeitig lockerten sich auch die Verbindungen zwischen den Gemeinden. Langsam hörten die Volksversammlungen auf, und die freie Gemeindeordnung verfiel. Die Bojaren konnten und wollten keine andere Macht neben sich dulden. Zwischen ihnen und den Gemeinden entbrannte ein langer, schwerer Kampf, der nicht zugunsten der Gemeinden endete. Zu der Zeit, in der unsere Erzählung spielt, war der Kampf noch lange nicht zu Ende, in einigen entlegenen Gebirgssiedlungen hatte er noch nicht einmal begonnen. Das waren die glücklichsten Winkel des damaligen Russlands. Zu ihnen gehörte auch Tuchla, und die Straße, die man über die Beskiden nach Ungarn gebaut hatte, sicherte auf lange Zeit seinen Wohlstand. Die Bojaren hatten sich noch nicht des Tuchla-Passes bemächtigt – er war frei für jeden. Die Bewohner der angrenzenden Dörfer auf der galizischen und auf der ungarischen Seite wachten über ihn. Gemeinsam wehrten sie alle feindlichen Übergriffe ab. Es war daher nicht verwunderlich, dass die Gemeinde Tuchla, die dicht an der Straße auf der Mitte zwischen Ungarn und den Beskiden lag, immer wohlhabender und auch immer fester in ihrer Ordnung wurde. Sie wurde beispielhaft für alle umliegenden Gemeinden im Hochland, besonders für die Dörfer, in denen bereits die fürstlichen Bojaren saßen und der Kampf gegen das neue Bojarentum begonnen hatte. Nicht zuletzt waren es Sachar Berkuts leidenschaftliche Reden und seine Autorität, die dazu beitrugen, dass der größte Teil der Gemeinden vorläufig noch erfolgreich kämpfte.

Die machtlüsternen Bojaren waren wohl oder übel gezwungen, sich den Gemeindegewalten unterzuordnen und neben den anderen Ältesten wie neben ihresgleichen an den Sitzungen teilzunehmen. Das gefiel den Bojaren ganz und gar nicht. Sie warteten auf einen Krieg wie auf ein Fest, in der Hoffnung, mit einem Schlag die Macht ergreifen und die verhassten

Gemeindeordnungen so gründlich zerstören zu können, dass ihnen die Macht niemals mehr aus den Händen gleiten würde. Aber es brach kein Krieg aus. Sosehr auch der Herrscher von Galizien, Fürst Daniel Romanowitsch, im Gegensatz zu seinem Vater ², die Bojaren begünstigte, er konnte ihnen nicht viel helfen, denn er war zu sehr mit dem Kampf um die Königskrone und mit den Streitigkeiten der Fürsten um den Kiewer Großfürstlichen Thron beschäftigt. Am wenigsten kümmerte er sich um die Sicherung seiner Grenzen gegen den Überfall eines neuen Feindes, der Mongolen, die vor zehn Jahren wie eine drohende Gewitterwolke an den Ostgrenzen Russlands, in den Steppen am Don, erschienen waren und die vereinigten russischen Fürsten in der schrecklichen, blutigen Schlacht an der Kalka ³ geschlagen hatten. An diesem Fluss aber waren sie plötzlich umgekehrt, als seien sie vor dem Wagemut der Russen erschrocken gewesen.

Seit zehn Jahren hatte man nichts mehr von ihnen gehört. Es lief nur eine dumpfe Unruhe durch das Volk, wie ein heißer Wind durch ein reifendes Kornfeld, und niemand wusste, ob sich die Woge legen oder ob vielleicht eine gefährliche Hagelwolke heraufziehen würde. Am wenigsten aber wussten und erwarteten das die Fürsten und Bojaren. Nach der Niederlage an der Kalka beschäftigten sie sich wieder mit den Streitereien um die Thronfolge und wühlten gegen die freie Selbstverwaltung der Gemeinden. So untergruben sie selbst die Wurzel der Eiche, die ihnen Schutz geboten hätte! Wenn sie ihre Macht und ihre Kraft zur Festigung und nicht zur Schädigung dieser Gemeindeordnungen und der Beziehungen der Gemeinden zueinander benutzt hätten, wäre Russland wohl nicht unter den Pfeilen und Äxten der Mongolen gefallen, sondern hätte ihnen standgehalten wie eine gigantische, tief verwurzelte Eiche dem Herbststurm.

Es war ein Glück für Tuchla, dass es den Augen der unersättlichen Fürsten und Bojaren lange Zeit entgangen war. Vielleicht, weil es so tief zwischen Bergen und Felsen verborgen lag, vielleicht, weil keine außergewöhnlichen Reichtümer in dieser Gegend zu finden waren. Jedenfalls zeigten die Bojaren wenig Lust, hierher vorzudringen. Doch dieses Glück währte nicht ewig. Eines schönen Tages tauchte plötzlich der Bojar Tugar Wolk auf und begann, ohne ein Wort der Erklärung, auf einem Hügel über dem Opor, etwas abseits von dem Dorf, aber auf Tuchlaer Boden, ein Haus zu bauen. Zuerst schwiegen die Tuchlaer und störten den ungebetenen Gast nicht. Dann aber erkundigten sie sich, wer er wäre, was er hier wollte und woher er käme.

»Ich bin ein Bojar des Fürsten Daniel!« antwortete Tugar Wolk stolz. »Der Fürst hat mich für meine Verdienste mit Ländereien und Wäldern im Gebiet Tuchla belohnt.« »Aber diese Ländereien und Wälder gehören der Gemeinde!« entgegneten die Tuchlaer.

»Das geht mich nichts an«, erwiderte der Bojar. »Geht zum Fürsten und beschwert euch, wenn ihr wollt. Ich habe eine Urkunde von ihm, und weiter weiß ich nichts!«

Die Tuchlaer erwiderten nichts, sondern schüttelten nur die Köpfe. Der Bojar aber prahlte voll Hochmut mit der Gunst und Großzügigkeit des Fürsten, bedrängte aber vorerst die Tuchlaer in keiner Weise und mischte sich auch nicht in ihre öffentlichen Angelegenheiten. Zu Anfang verkehrten sogar die Tuchlaer, besonders die jüngeren, teils aus Neugierde, teils aus gewohnter Gastfreundschaft, mit dem Bojaren und erwiesen ihm alle möglichen Dienste. Aber dann hörte das auf. Man besuchte ihn nicht mehr und wich ihm offensichtlich aus. Tugar wunderte sich zuerst darüber, dann ärgerte es ihn, und er eröffnete den Kampf gegen sie. Sein Haus stand dicht an der Straße nach Tuchla. Er errichtete, dem Beispiel der übrigen Bojaren folgend, eine riesige Sperre und erhob von den Vorüberfahrenden Zoll. Die Tuchlaer aber begriffen, was Tugar Wolk beabsichtigte, und beschlossen auf den Rat Sachar Berkuts, ihre Rechte hart und unerbittlich bis zum äußersten zu verteidigen. Eine Woche nach Errichtung der Straßensperre entsandte der Tuchlaer Gemeinderat seine Vertreter zu Tugar Wolk. Sie richteten kurz und ohne Umschweife die Frage an ihn:

»Bojar, warum versperrst du die Passstraße?«

»Weil ich es so will!« erwiderte der Bojar von oben herab. »Wenn ihr glaubt, das sei ungerecht, so geht zum Fürsten und beschwert euch.«

»Die Passstraße gehört aber nicht dem Fürsten, sondern der Gemeinde.«

»Das geht mich nichts an!«

Die Bevollmächtigten gingen zurück. Bald darauf erschien eine Schar junger Männer aus Tuchla mit Beilen, zerhackte die Sperre, schichtete das Holz auf und verbrannte es dicht

neben dem Hof des Bojaren. Tugar Wolk tobte und verfluchte das »schmutzige Gesindel«, wagte aber nicht, gegen die Tuchlaer vorzugehen, und baute auch keine zweite Sperre. Der erste Angriff gegen die Rechte der Gemeinde war abgeschlagen worden, die Tuchlaer aber gaben sich keiner vorzeitigen Freude hin – sie wussten nur allzu gut, dass man nach einem ersten Angriff einen zweiten erwarten musste. Er blieb dann auch nicht aus. Eines Tages kamen die Schäfer ins Dorf gelaufen und berichteten atemlos, dass die Bojarendiener sie von den besten Weiden vertrieben hätten. Bevor die Schäfer ihren überstürzten Bericht in vernünftige Worte kleiden konnten, kamen die Waldhüter mit der Nachricht, dass der Bojar eine riesige Fläche des besten Waldes für sich ausmessen lasse. Wieder schickte der Gemeinderat seine Vertreter zu Tugar Wolk.

»Weshalb schädigst du die Gemeinde, Bojar?«

»Ich nehme nur, was mir der Fürst geschenkt hat.«

»Aber das Land gehört nicht dem Fürsten, sondern der Gemeinde! Der Fürst kann nichts verschenken, was ihm nicht gehört.«

»Nun, so geht doch und beschwert euch bei dem Fürsten!« erwiderte der Bojar und wandte sich ab.

Seitdem bestand zwischen dem Bojaren und den Tuchlaern Fehde. Bald trieben die Tuchlaer die Herden des Bojaren von ihren Weiden, bald verjagten die Bojarendiener das Vieh der Tuchlaer. Das Waldstück, das der Bojar sich angeeignet hatte, bewachten sowohl dessen Diener als auch die Waldhüter der Gemeinde, und es kam mehr als einmal zu Streit und Schlägereien zwischen ihnen. Das erboste Tugar Wolk immer mehr, und er erließ schließlich den Befehl, das Vieh der Tuchlaer, das auf seinen Weideplätzen eingefangen wurde, zu töten. Einen Waldhüter der Gemeinde, der in dem von ihm beschlagnahmten Wald festgenommen wurde, ließ er an einen Baum binden und mit Dornenruten halbtot prügeln. Das war zuviel für die Gemeinde Tuchla. Es erhoben sich viele Stimmen, die verlangten, dass der Bojar nach dem alten Gesetz gegen aufsässige und schädliche Mitglieder der Gemeinde, gegen Räuber und Diebe abgeurteilt, aus der Gemeinde ausgewiesen und sein Haus dem Erdboden gleichgemacht werden sollte. Der größte Teil der Gemeinde war damit einverstanden, und es wäre dem Bojaren damals sicher schlecht ergangen, wenn nicht Sachar Berkut das Wort ergriffen und gesagt hätte, dass niemand gerichtet werden dürfe, bevor man seine Rechtfertigung gehört habe. Die Gerechtigkeit verlange, Tugar Wolk zuerst vor das Gemeindegericht zu laden und ihm die Möglichkeit zu geben, sich zu verteidigen. Erst dann dürfe man so mit ihm verfahren, wie der Gemeindebeschluss bestimmte, in aller Ruhe und mit voller Überlegung. Diesem klugen Ratschlag konnte sich die Gemeinde nicht verschließen.

Wahrscheinlich war sich auf der heutigen Versammlung niemand außer Sachar Berkut bewusst, dass sein gesamtes Lebenswerk auf des Messers Schneide schwebte. Wenn es sich darum gehandelt hätte, in dem öffentlichen Gerichts-urteil einen einfachen Rechtsspruch zu finden, wäre Sachar Berkut vollkommen ruhig gewesen und hätte sich auf die kluge Besonnenheit seiner Gemeinde verlassen. Diesmal aber mussten zum ersten Mal äußerst wichtige Nebenumstände berücksichtigt werden, die diese Angelegenheit fast hoffnungslos verwickelt machten. Sachar hatte sehr wohl erkannt, dass der Gemeinde große Gefahr drohte, ob das Urteil für den Bojaren nun gut oder schlecht ausfallen würde. Ein günstiges Urteil für den Bojaren würde die Unterwerfung der Gemeinde und damit die Auflösung der Gemeindeordnung zur Folge haben, an deren Festigung Sachar Berkut seit siebenzig Jahren unermüdlich gearbeitet hatte. Aber auch ein ungünstiges Urteil, das den Bojaren aus der Gemeinde ausgewiesen hätte, enthielt keine geringe Gefahr. Wenn es dem Bojaren gelang, den Zorn des Fürsten zu wecken und ihn zu überzeugen, dass die Tuchlaer Rebellen waren? Das konnte Schlimmes nach sich ziehen, vielleicht sogar die völlige Vernichtung Tuchlas. Andere Gemeinden, die ähnliche Urteile gesprochen hatten, waren von den Fürsten für rebellisch erklärt, den Bojaren und deren Kriegsleuten zur Plünderung und Ausraubung überlassen und vernichtet worden. Diese Gedanken erfüllten Sachar mit großer Trauer, und er betete vor dem Beginn der Versammlung heiß zu Dashbog, dem großen Sonnengott, dass er seinen Verstand erleuchte und ihm helfe, die richtige Entscheidung zu treffen.

»Geschätzte Gemeinde!« begann Sachar seine Rede. »Ich möchte euch nicht verhehlen, ihr wisst es ja ohnehin, welche schwierigen, großen Dinge heute unserer gemeinsamen Entscheidung harren. Wenn ich sehe, was um uns herum vorgeht und welche Gefahren uns drohen, so scheint mir, als sei unser ruhiges Leben unwiederbringlich vorbei, als breche jetzt für uns alle die Zeit an, in der wir durch die Tat, durch Kampf beweisen sollen, ob unsere Gemeindeordnung stark und gut ist und ob sie dem nahenden Gewittersturm standzuhalten vermag. Was für ein Sturm herannaht, und zwar von mehr als einer Seite, das wisst ihr und werdet es bei der heutigen Gerichtsversammlung noch genauer erfahren. Darum will ich jetzt nicht darüber sprechen. Ich möchte euch nur sagen und unauslöschlich in euer Bewusstsein einprägen, worauf wir meiner Meinung nach bis zum äußersten beharren müssen. Ich habe nicht das Recht, euch zu zwingen; wenn ihr wollt, hört auf mich – wollt ihr nicht, so handelt nach eurem Ermessen! Ich sage euch nur eins: Wir befinden uns heute an einem Scheideweg; darum müssen auch wir, die Alten und Erfahrenen, uns völlig klar werden, welchen Standpunkt wir vertreten und welche Richtung wir einschlagen wollen.

Blickt auf unsere Fahne, Gemeindemitglieder, die nun schon seit fünfzig Jahren unsere Reden hört und unsere Taten sieht. Wisst ihr, was ihre Zeichen bedeuten? Unsere ehrwürdigen Vorfahren haben sie entworfen und mir ihre Deutung anvertraut. ‚Sachar‘, sagten sie, ‚irgendwann einmal, wenn eine große Gefahr der Gemeinde droht und ihre Ordnung erschüttern will, wirst du erklären, was diese Fahne bedeutet, und wirst sagen, dass auf ihr unser und unseres Schutzgeistes Segen ruht. Ein Abweichen von dem Weg, den diese Fahne weist, bedeutet das größte Unglück für die Gemeinde, den Beginn ihres vollständigen Verfalls!‘«

Sachar verstummte für einen Augenblick. Seine Rede hatte alle Anwesenden stark beeindruckt. Aller Augen richteten sich auf die Fahne, die an ihrer hohen Stange flatterte. Das rote Tuch leuchtete wie Blut, und die silbernen Muster ihrer Kettenglieder funkelten.

»Ich habe bis heute geschwiegen«, fuhr Sachar fort, »weil die Zeiten ruhig waren. Heute aber muss es sein. Seht sie an, unsere Fahne! Aus einem einzigen großen Stück Holz ist diese Kette geschnitzt, fest und in sich geschlossen, gleichzeitig aber locker in jedem einzelnen ihrer Glieder. Diese Kette ist unser russisches Volk, wie es aus den Händen guter, schöpferischer Geister hervorgegangen ist. Jedes Glied dieser Kette ist eine einzelne Gemeinde, untrennbar ihrer Natur nach mit allen anderen Gemeinden verbunden, gleichzeitig aber frei und in sich geschlossen, ihr eigenes Leben lebend, ihre Bedürfnisse selbst befriedigend. Diese Untrennbarkeit und Freiheit jeder einzelnen Gemeinde macht sie vom Ganzen untrennbar. Wenn nur eines ihrer Glieder zerspringt, fällt die Kette auseinander, zerfällt ihre fest gefügte Ganzheit. So wird auch der Verfall der freien Ordnung in einer einzelnen Gemeinde zu einer Wunde, die die Krankheit überträgt und vielleicht unser ganzes heiliges Russland mit Ansteckung droht. Wehe der Gemeinde, die freiwillig zu so einer Wunde wird und nicht alle ihre Kräfte und Mittel aufbietet, um ihre Gesundheit zu erhalten! Für eine solche Gemeinde wäre es besser, vom Erdboden zu verschwinden und in einem Abgrund zu versinken!«

Sachar sprach die letzten Worte in drohendem feierlichem Ton, und seine Stimme übertönte das Tosen des Wasserfalls, der funkelnd wie Kristall und in allen Farben des Regenbogens schillernd neben dem Versammlungsplatz niederrauschte. Sachar fuhr fort:

»Blickt noch einmal auf die Fahne! Jedes Glied der Kette ist mit glänzenden Silbermustern beschlagen. Diese Verzierungen beschweren die Kettenglieder nicht, sondern verleihen ihnen Schönheit und Festigkeit. Sie stellen die Ordnung, Sitten und Gebräuche einer jeden Gemeinde dar. Sie entstanden aus den Bedürfnissen der Gemeinde. Unsere weisen Väter schufen sie. Diese Sitten und Gebräuche sind nicht darum heilig, weil sie alt sind und weil unsere Väter sie geschaffen haben, sondern weil sie die Freiheit bedeuten, weil sie niemand in seinen guten Handlungen Schranken auferlegen, aber Missetäter hindern, der Gemeinde zu schaden. Diese Sitten und Gebräuche behindern auch die Gemeinde nicht, sondern festigen nur ihre Kraft und ihre Macht. Sie helfen ihr, alles Gute und Nützliche zu erhalten und alles Üble und Schädliche abzustoßen. Wenn die hölzernen Kettenglieder nicht mit Silber beschlagen wären, könnten sie leicht platzen, und die ganze Kette würde zerbrechen. Ebenso würde die Gemeinde zugrunde gehen, wenn es nicht die geheiligten Grundsätze ihres Zusammenlebens geben würde. Habt Acht, Gemeindemitglieder! Verbrecherische

Hände wollen diese silbernen Verzierungen von unserem Kettenglied herunterreißen, unsere Gemeindeordnung, unter der wir so gut gelebt haben, schwächen und vernichten!«

»Nein, nein, das lassen wir nicht zu!« riefen die Versammelten wie aus einem Munde. »Wir werden unsere Freiheit bis zum letzten Blutstropfen verteidigen.« »Gut!« sagte Sachar Berkut gerührt. »So muss es auch sein! Glaubt mir, der Geist unseres großen ‚Wächters‘ hat aus euch gesprochen! Es war sein Wille, dass ihr die Bedeutung dieser Fahne erfahren habt, die hier an der Stange über euch weht. Warum ist sie rot? Weil diese Farbe Blut bedeutet! Es ist die Pflicht der Gemeinde, ihre Freiheit, ihre geheiligte Lebensform bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen! Und glaubt mir, der Augenblick ist nicht mehr fern. Mit unserem Blut werden wir die Freiheit verteidigen müssen.«

Bei diesen Worten wandten sich aller Blicke wie auf ein Zeichen zum Dorf.

Dort war auf der Straße, die vom Dorf längs des Wasserfalls in die Berge hinaufführte, ein Trupp prunkvoll gekleideter bewaffneter Männer aufgetaucht. Der Bojar Tugar Wolk kam prächtig geschmückt und mit seinem gesamten Gefolge zur Versammlung. Trotz des heißen Frühlingstages trug er seine volle Ritterrüstung, einen Harnisch aus funkelnden Eisenplatten, ebensolche Bein- und Kniestücke und einen blitzenden kupfernen Helm mit wehendem Federbusch. An seiner Seite hing in einer Scheide ein schweres Kampfschwert, über der Schulter trug er Bogen und Köcher mit Pfeilen, in seinem Gürtel steckte eine Axt mit blitzender Schneide. Über diesen kriegerischen Aufzug hatte der Bojar, zum Zeichen seiner friedlichen Absichten, ein Wolfsfell geworfen. Der Wolfsrachen war zu einem Verschluss über der Brust umgearbeitet, und die Pfoten mit den spitzen Krallen umklammerten seinen Leib. Das Gefolge des Bojaren bestand aus zehn Kriegern, Bogenschützen und Axtträgern, die keine Rüstungen, aber ebensolche Wolfsfelle trugen. Unwillkürlich erschrakten die Tuchlaer, als sie diese Schar in Wolfspelzen näher kommen sahen, und alle begriffen, dass dies der Feind war, der ihre Freiheit und Unabhängigkeit bedrohte.

Sachar beendete seine Rede.

»Da kommt der Bojar, der sich damit brüstet, dass ihm der Fürst zum Zeichen seiner Gunst unser Land, unsere Freiheit und uns selbst geschenkt hat. Seht, wie stolz er daherschreitet im Bewusstsein der fürstlichen Gnade, im Bewusstsein dessen, dass er ein Diener des Fürsten, ein Sklave ist! Wir brauchen die Gunst des Bojaren nicht und haben es nicht nötig, seine Sklaven zu werden. Das ist auch der Grund, warum er uns hasst und uns ‚Gesindel‘ nennt. Wir aber wissen, dass sein Stolz eitel ist und dass den wahrhaft freien Menschen nicht Eitelkeit, sondern das Bewusstsein seiner Würde und seiner geistigen Kräfte auszeichnet. Bewahrt also diese Würde und diesen Geist im Streit mit ihm, damit nicht wir ihn zwingen, sich zu ergeben, sondern damit er sich selbst im Innersten seines Herzens unterlegen fühle! Weiter habe ich nichts zu sagen.«

Ein leises Raunen der Befriedigung und freudigen Entschlossenheit ging durch die Versammlung. Sachar setzte sich wieder auf seinen Platz. Bis Tugar Wolk herangekommen war, herrschte Schweigen.

»Guten Tag, Gemeinde!« sagte er und berührte mit der Hand den Helm.

»Guten Tag, Bojar!« antworteten die Tuchlaer.

Tugar Wolk trat in stolzer, lässiger Haltung vor und sagte, während er die Versammelten kaum eines Blickes würdigte: »Ihr habt mich gerufen. Hier bin ich. Was wollt ihr also von mir?«

Diese Worte sprach er in einem scharfen, anmaßenden Ton, durch den er offenbar seine Überlegenheit zeigen wollte. Dabei sah er die Gemeinde nicht an, sondern blickte auf das Beil, das er zwischen den Händen drehte, als ergötze er sich an dem Glanz seiner Schneide und seines Rückens. Seine Haltung drückte eine tiefe Verachtung gegenüber der Versammlung aus.

»Wir haben dich vor das Gemeindegerecht gerufen, Bojar, um dich anzuhören, bevor wir ein Urteil über deine Handlungen sprechen. Mit welchem Recht und zu welchem Zweck, fragen wir, versuchst du die Gemeinde zu schädigen?«

»Vor das Gemeindegerecht?« wiederholte Tugar Wolk, stellte sich erstaunt und wandte sich an Sachar. »Ich bin ein Diener des Fürsten und sein Bojar. Niemand hat das Recht, mich zu richten, außer dem Fürsten und mir gleichgestellten Bojaren.«

»Wessen Diener du bist, Bojar, darüber wollen wir nicht mit dir streiten. Von deinem Recht aber sprechen wir später. Jetzt sage uns, woher du kommst?«

»Aus der Hauptstadt des Fürstentums, Halitsch.« »Und wer hat dir befohlen, hierher zugehen?«

»Mein und euer Herr, der Fürst Daniel Romanowitsch.« »Sprich von dir und nicht von uns, Bojar! Wir sind freie Menschen und kennen keinen Herrn. Aus welchem Grund hat dir dein Herr befohlen, in unser Dorf zu gehen?«

Auf dem Gesicht des Bojaren traten bei den Worten Sachars große rote Flecke hervor. Er zauderte, ob er auf weitere Fragen antworten sollte, doch dann unterdrückte er seine zornige Aufwallung.

»Er hat mich beauftragt, seine Ländereien und seine Untertanen zu beschützen. Zu diesem Zweck ernannte er mich zum Woiwoden von Tuchla und verlieh mir und meinen Nachkommen als ewiges Eigentum die Tuchlaer Ländereien als Belohnung für meinen treuen Dienst. Hier ist seine Urkunde mit Stempel und Unterschrift!«

Mit einer stolzen Handbewegung zog der Bojar die fürstliche Urkunde aus seinem breiten Ledergürtel und hob sie in die Höhe, um sie der Gemeinde zu zeigen. »Steck deine Urkunde ein, Bojar«, sagte Sachar ruhig. »Wir können sie nicht lesen, und der Stempel deines Fürsten hat keine Gültigkeit für uns. Sag uns, wer ist dein Fürst?«

»Was?« rief der Bojar erstaunt, »ihr kennt den Fürsten Daniel nicht?«

»Nein, wir kennen keinen Fürsten.«

»Den Herrn über alle Ländereien, alle Dörfer und Städte vom San bis zum Dnepr, von den Karpaten bis zur Mündung des Bug?«

»Wir sahen ihn nie; er ist nicht unser Herr. Der Hirte, der Herr seiner Herde, schützt und behütet sie vor den Wölfen, treibt sie in der Mittagshitze an den kühlen Bach und in kühlen Nächten in den warmen, geschützten Stall. Tut das der Fürst auch für seine Untergebenen?«

»Der Fürst tut noch viel mehr für sie«, erwiderte der Bojar; »er gibt ihnen weise Gesetze und kluge Richter und schickt ihnen seine treuen Diener, um sie gegen Feinde zu beschützen.«

»Das ist nicht wahr, was du da sagst, Bojar«, sagte Sachar streng. »Sieh, selbst die Sonne am Himmel hat ihr klares Antlitz verhüllt, um deine Lügen nicht zu hören! Unsere weisen Gesetze hat uns nicht dein Fürst gegeben, sondern sie stammen von unseren Vätern und Großvätern. Wir haben bis heute noch keine weisen fürstlichen Richter gesehen. Wir leben in Frieden und Eintracht, weil wir nach dem Verstand der Gemeinde Recht sprechen. Unsere Väter haben uns die Weisheit gelehrt: ein Mensch allein ist dumm, aber ein Gemeindegerecht ist ein gerechtes Gericht. Unsere Väter haben ebenso wie wir ohne fürstliche Woiwoden gelebt, und wie du siehst, sind unsere Häuser nicht ausgeraubt und unsere Kinder nicht von Feinden verschleppt worden.« »So war es bis jetzt, aber von nun an wird es anders werden.«

»Was werden wird, wissen wir nicht. Auch du, Bojar, weißt es nicht. Sag uns: ist dein Fürst ein gerechter Mensch oder nicht?«

»Die ganze Welt kennt und bewundert seine Gerechtigkeit.«

»Dann hat er dich gewiss hierher geschickt, damit du in unseren Bergen für Gerechtigkeit sorgst?«

Diese einfache Frage brachte den Bojaren in Verlegenheit.

»Jawohl«, antwortete er nach einigem Zögern.

»Was glaubst du, Bojar – kann ein Gerechter seine Untertanen ungerecht behandeln?«

Der Bojar schwieg.

»Kann er durch ungerechte Handlungen Gerechtigkeit in ihre Herzen pflanzen? Kann er ihre Liebe und Achtung gewinnen, indem er sie beleidigt?«

Der Bojar schwieg noch immer und spielte mit der Schneide seiner Axt.

»Siehst du, Bojar«, schloss Sachar, »dein Mund schweigt, doch dein Gewissen sagt dir, dass dies nicht sein kann. Dein gerechter Fürst aber hat so an uns gehandelt, an uns, die er überhaupt nicht kennt und nie gesehen hat, um deren Wohlergehen und Glück er sich nicht kümmert, die ihm nichts Schlechtes getan haben, sondern ihm im Gegenteil jedes Jahr reiche Abgaben zahlen. Wie konnte er so handeln, Bojar?«

Tugar Wolk warf Sachar einen zornigen Blick zu und sagte:

»Du schwatzt dummes Zeug, Alter! Der Fürst kann niemand beleidigen.«

»Aber er beleidigt uns schon allein mit dieser Urkunde, auf die du so stolz bist! Denk doch einmal darüber nach: Würde es dich nicht kränken, wenn ich dir ohne dein Einverständnis deinen funkelnden Panzer abnehmen und ihn meinem Sohn geben würde? Genauso aber hat dein Fürst an uns gehandelt. Was für dich der Panzer, das ist für uns unser Land und unser Wald. Von alters her gehören sie uns, und wir haben sie gehütet wie unseren Augapfel. Da erscheinst du plötzlich und erklärst im Namen deines Fürsten: ‚Das ist mein!‘ Der Fürst hat es mir als Belohnung für meine großen Verdienste geschenkt!‘ Und du vertreibst unsere Hirten und prügelst unseren Waldhüter auf unserem eigenen Grund und Boden zu Tode! Sag selbst, ob wir deinen Fürsten als einen gerechten Menschen betrachten können?«

»Du irrst dich, Alter!« sagte Tugar Wolk. »Wir alle sind Eigentum des Fürsten, mit allem, was wir besitzen, mit unserem Vieh und unserem Land. Der Fürst allein ist frei, wir aber sind seine Diener. Die fürstliche Gnade, das ist unsere Freiheit. Er kann alles mit uns machen, was er will.«

Diese Worte trafen Sachar Berkut wie Peitschenhiebe. Er senkte sein graues Haupt tief und schwieg lange Zeit. Totenstille trat ein. Endlich stand Sachar Berkut auf. Seine Miene hatte sich erhellt. Er hob die Hand zur Sonne empor.

»Strahlende Sonne!« rief er, »du Segen spendende, freie Himmelsleuchte, hör nicht auf diese abscheulichen Worte, die dieser Mensch vor deinem Antlitz auszusprechen wagte! Hör sie nicht, vergiss, dass sie auf unserem Grund und Boden gesprochen wurden, der bis heute nicht einmal von einem derartigen Gedanken beschmutzt worden ist! Und strafe nicht uns deswegen! Denn ungestraft lässt du sie nicht, das weiß ich. Wenn es dort, in Halitsch, in der Umgebung des Fürsten, viele solche Menschen gibt, so strafe sie, tilge sie von der Erde, doch vernichte nicht unser ganzes Volk!«

Sachar bebte am ganzen Körper. Als er sich wieder etwas beruhigt hatte, setzte er sich und wandte sich erneut dem Bojaren zu:

»Wir haben deine Meinung gehört, Bojar! Hör jetzt, was wir von deinem Fürsten denken. Hör uns an und erzürne dich nicht! Du musst verstehen, dass wir in ihm keinen Vater und Vormund sehen können. Ein Vater kennt sein Kind, seine Sorgen und Wünsche, er aber kennt uns nicht und will uns nicht kennen. Ein Vormund beschützt sein Mündel gegen Feinde und jegliche Gefahr, der Fürst aber beschützt uns weder gegen Unwetter, Hagel oder Sturm noch gegen die Bären, unsere ärgsten Feinde. Er behauptet zwar, dass er uns gegen die Überfälle der ungarischen Krieger beschütze. Aber wie beschützt er uns? Indem er uns noch schlimmere Feinde als die Ungarn schickt, nämlich seine unersättlichen Bojaren mit ihrem Gefolge. Die Ungarn überfallen uns, nehmen, was sie können, und ziehen wieder ab. Die Bojaren aber bleiben und begnügen sich mit keiner Beute, sondern wollen uns für immer zu ihren Sklaven machen.

Wir können leider keinen Vater und keinen Vormund in deinem Fürsten sehen, sondern eine Strafe Gottes, die uns für unsere Sünden auferlegt wurde und von der wir uns durch einen alljährlichen Tribut loskaufen müssen. Je weniger wir von ihm wissen und er von uns, umso besser für uns. Und wenn sich unser ganzes Russland heute von ihm und all den anderen Fürsten, die nicht besser sind als er, befreien könnte, so würde es gewiss glücklich und groß werden.« ⁴

Tugar Wolk hörte die leidenschaftlichen Worte des Alten mit seltsamen Gefühlen. Obwohl er am Fürstenhof erzogen worden war und die Sittenlosigkeit und Niederträchtigkeit des Lebens bei Hofe ihn verdorben hatten, so war er doch ein Ritter, ein tapferer Krieger und ein Mensch und musste wenigstens ein wenig mitempfinden, was Sachar Berkut so heftig bewegte. Außerdem waren seine Worte von der unbegrenzten Macht des Fürsten nicht aufrichtig gewesen; sein Inneres hatte sich bereits mehrmals selbst gegen diese Macht empört, und er wollte jetzt nur seine eigenen Ansprüche auf eine solche Macht verbergen, indem er sich heuchlerisch auf den Fürsten berief.

Kein Wunder, dass die Worte des alten Sachar tiefer an sein Herz rührten, als er es selbst gewünscht hätte. Zum ersten Mal sah er den Greis aufrichtig erstaunt an und empfand Mitleid mit diesem Titanen, dessen Sturz, wie er glaubte, unvermeidlich war und sicherlich nahe bevorstand.

»Ach, Alter, du dauerst mich um deines weißen Haares und deines jugendlichen Herzens willen! Du hast ein langes Leben hinter dir, ein viel zu langes, glaube ich. Du lebst mit dem Herzen in der Vergangenheit, in den stürmischen Träumen deiner Jugend, und verstehst die neue, die heutige Zeit, die heutigen Ansichten und Bedürfnisse nicht mehr. Was vor langer Zeit einmal gültig war, muss nicht für heute und ewig gelten. Alles, was lebt, altert. Auch deine jugendlichen Gedanken über die Freiheit sind veraltet. Schwere Zeiten brechen an, Alter! Sie verlangen dringend nach einem einzigen mächtigen Herrscher in unserem Land, der alle Kräfte seines Volkes zur Verteidigung gegen den Feind, der vom Osten her anrückt, in einer Hand vereinigt. Du weißt das alles nicht, Alter, und du glaubst, es sei noch alles wie früher.«

»Da irrst du dich, Bojar«, sagte Sachar Berkut. »Es schickt sich nicht für einen alten Mann, sich jugendlichen Träumen hinzugeben und die Augen vor der neuen Zeit zu verschließen. Noch weniger aber schickt es sich für ihn, das Gute zu verachten, nur weil es alt ist, und das Schlechte zu ergreifen, nur weil es neu ist. Das ist die Gewohnheit junger Leute, noch dazu schlecht erzogener junger Leute. Du wirfst mir vor, ich wüsste nicht, was um uns herum vorgeht. Dabei ist es noch nicht einmal klar, wer von uns beiden besser und genauer darüber Bescheid weiß. Du hast mich an den gefährlichen Feind erinnert, der uns aus dem Osten bedroht. Du hast gesagt, dass alle Kräfte des Volkes gegen diesen Feind in einer Hand vereinigt werden müssen. Jetzt will ich dir sagen, was ich von diesem Feind weiß. Gestern ist ein Bote des Fürsten bei dir gewesen, der dir mitgeteilt hat, dass die gefährlichen Mongolen von neuem in unser Land eingefallen sind, dass sie nach langem Widerstand die Stadt Kiew besetzt und bis auf den Grund zerstört haben und sich jetzt wie eine drohende Gewitterwolke unserem Galizien nähern – nicht wahr, Bojar? Wir wussten das schon in der vorigen Woche, Bojar. Wir wussten auch, dass ein Bote des Fürsten in diese Gegend geschickt worden ist, und wir wussten, welche Nachrichten er bringen wird. Der fürstliche Bote ist ziemlich spät gekommen, unsere laufen schneller. Die Mongolen haben unser Galizien schon längst überflutet, haben viele Städte und Dörfer verwüstet und sich in zwei Ströme geteilt. Der eine hat sich nach Westen gewandt, sicher nach Sandomir, ins Polnische, der andere zieht sich nordwärts durch das Stry-Tal. Nicht wahr, Bojar, das hast du noch nicht gewusst?«

Tugar Wolk blickte den alten Sachar fast entsetzt an. »Woher weißt du das alles, Alter?« fragte er.

»Auch das will ich dir sagen, damit dir klar wird, welche Macht in den Gemeinden und in ihrer freien Vereinigung steckt. Wir stehen mit allen Gemeinden, die um uns in den Bergen leben, in Verbindung. Alle Nachrichten, die für das Leben der Gemeinden wichtig sind, teilen wir uns so schnell wie möglich mit. Die Verbindungen bestehen auch zu den weiter entlegenen Gemeinden, in Pokutien ⁵ und Podolien, und so eilt jede Nachricht, die für uns, für unser Galizien wichtig ist, blitzschnell von Gemeinde zu Gemeinde.«

»Was nutzen euch die Nachrichten, wenn ihr euch nicht helfen könnt!« sagte der Bojar hochmütig.

»Da hast du recht, Bojar«, erwiderte Sachar traurig. »Die Gemeinden in Podolien und Pokutien sind zu schwach, sich zu helfen, denn sie sind von den Fürsten und Bojaren ausgeplündert und entkräftet worden. Sie erlauben ihnen weder Waffen zu besitzen noch die Kunst zu erlernen, Waffen zu gebrauchen. Da siehst du, was es heißt, Bojar, alle Kräfte des Volkes in einer Hand zu vereinigen! Um alle Kraft des Volkes in einer Hand zu vereinigen, müsste man die Kraft des Volkes schwächen. Um einem Menschen die ganze Macht über das Volk zu verleihen, müsste man jeder einzelnen Gemeinde ihre Freiheit nehmen, die Verbindung der Gemeinden untereinander zerreißen und die Gemeinden entwaffnen. Die Folge davon aber ist, dass allen möglichen Eindringlingen wie diesen brandschatzenden Mongolen der Weg in unser Land offen steht.

Sieh doch, was sich jetzt in unserem Russland abspielt! Dein Herr, dein mächtiger Fürst Daniel ist verschwunden. Statt vor dem Volk zu erscheinen, ihm seine Freiheit wiederzugeben und es zu einer lebendigen, unüberwindlichen Mauer gegen den Ansturm der Mongolen zu machen, ist er in dem Augenblick, als die Mongolen in unser Land einfielen und es verwüsteten, zum ungarischen König geflohen und hat ihn um Hilfe angefleht. Die Ungarn aber haben es nicht eilig, uns zu helfen, obwohl ihnen selbst die gleiche Gefahr

droht. Jetzt ist dein Daniel verschwunden, und wer weiß, vielleicht seht ihr ihn bald im Lager des Mongolen-Khans wieder als dessen getreuen Untertan, wo er sich gegen den Preis der Versklavung und Erniedrigung vor dem Stärkeren Macht über die Schwächeren zu erkaufen sucht.«

Der Bojar hörte ihm zu, und sogleich reiften allerlei Pläne in seinem Kopf: Was sollte er tun? Wie diese Zeit zu seinen Gunsten nutzen?

»Du meinst also, der Einfall der Mongolen bedrohe auch dieses Bergland hier?«

»So ist es, Bojar«, erwiderte Sachar mit bedeutungsvollem Lächeln.

»Und was gedenkt ihr zu tun? Wollt ihr euch ergeben oder verteidigen?«

»Ergeben können wir uns nicht, denn wer sich ihnen ergibt, wird in ihr Heer gesteckt, in die vordersten Reihen, und wird in die heftigsten Kämpfe getrieben.« »Ihr wollt euch also verteidigen?«

»Wir werden es versuchen, soweit unsere Kräfte reichen.«

»Wenn dem so ist, so ernenn mich zu eurem Heerführer! Ich werde euch im Kampf gegen die Mongolen anführen!«

»Halt, Bojar, so weit sind wir noch nicht. Du hast dich noch nicht wegen deiner Vergehen vor unserer Gemeinde verantwortet. Wir wissen deinen aufrichtigen Wunsch zu schätzen, der Gemeinde einen Dienst zu erweisen, doch unsere Väter haben uns gelehrt, dass man für saubere Arbeit auch saubere Hände braucht. Sind aber deine Hände sauber, Bojar?«

Tugar Wolk geriet bei dieser unerwarteten Wendung der Dinge etwas in Verwirrung, sagte dann aber: »Vergessen wir den Streit, Alter! Der Feind rückt näher, vereinigen wir unsere Kräfte gegen ihn! Während ihr eure Missverständnisse aufklärt, schadet ihr nur der Sache, und ihr habt keinen Nutzen davon.«

»Nein, Bojar, sprich nicht so! Wir wollen keine Missverständnisse aufklären, sondern wir suchen das Recht. Du bist ohne Recht zu uns gekommen, Bojar, und hast unrechtmäßig an uns gehandelt, wie könnten wir dir unter solchen Umständen die Führung im Krieg gegen die Mongolen anvertrauen?«

»Alter, ich glaube, du legst es darauf an, mich zu erzürnen?«

»Bojar, denk daran, dass du hier vor dem Gemeindegerecht steht. Sag mir, ob du die Absicht gehabt hast, ein Mitglied der Gemeinde zu werden, als du dich auf Tuchlaer Boden niederließest, oder nicht?«

»Der Fürst hat mich zum Woiwoden dieses Gebietes ernannt.«

»Wir haben dir bereits gesagt, dass wir dein Recht über uns nicht anerkennen und keineswegs das Recht auf unser Land. Rühr unser Land und unsere Menschen nicht an, Bojar, dann nehmen wir dich vielleicht in unserer Gemeinde auf, als Gleichen unter Gleichen.«

»So ist das also!« rief Tugar Wolk, außer sich vor Zorn. »Das ist eure Gerechtigkeit! Ich soll die Gunst des Fürsten verschmähen und die Gnade von euch Niedriggeborenen zu erringen suchen?«

»Ja, Bojar, anders kannst du nicht Mitglied unserer Gemeinde werden, und wer nicht zu ihr gehört, den duldet die Gemeinde auch nicht in ihrer Mitte.« »Den duldet sie nicht?« schrie Tugar Wolk höhnisch. »Unsere Väter haben uns gelehrt: Schädliche und unnütze Gemeindemitglieder, Räuber, Pferdediebe oder Fremde, die gegen den Willen der Gemeinde ihr Land wegnehmen, sollen mitsamt ihren Familien aus den Grenzen der Gemeinde ausgewiesen und ihr Haus dem Erdboden gleichgemacht werden.«

»Ha-ha-ha!« lachte der Bojar gezwungen. »Ihr wagt es also, mich, einen Bojaren, den der Fürst für seine Verdienste ausgezeichnet hat, mit Räufern und Pferdedieben zu vergleichen?«

»Nun, Bojar, musst du nicht, wenn du ehrlich bist, selbst zugeben, dass du uns nicht besser als ein Räuber behandelt hast? Hast du uns nicht unser Land weggenommen, unseren größten und einzigen Besitz? Du verjagst und schlägst unsere Leute und schießt unser Vieh tot!«

»Lass diese Reden, Alter. Ich kann das nicht mit anhören. Du beleidigst meine Ehre.«

»Warte, Bojar, ich bin noch nicht am Ende«, sagte Sachar Berkut ruhig, »du sprichst von Ehre und führst immer wieder deine großen Verdienste an. Sag uns, was für Verdienste das sind.«

»Ich habe in zwanzig Schlachten mein Blut vergossen!« »Sein Blut vergießen, Bojar, ist noch kein Verdienst. Auch ein Räuber vergießt oft Blut, und er wird dafür aufgehängt. Sag uns, gegen wen und für wen du gekämpft hast!«

»Gegen den Kiewer Fürsten, gegen wolhynische, polnische Fürsten. . .«

»Genug, Bojar! Diese Kriege waren weder für dich noch für die Fürsten ein Verdienst, sondern eine Schande. Es waren reine Raubkriege!«

»Ich habe auch an der Kalka gegen die Mongolen gekämpft.«

»Und wie hast du gegen sie gekämpft?«

»Was heißt wie? So, wie ich verpflichtet war zu kämpfen, indem ich keinen Schritt zurückwich, bis ich verwundet wurde und in Gefangenschaft geriet.«

»Das hast du schön gesagt, doch wir wissen nicht, ob es die Wahrheit ist.«

»Wenn ihr es nicht wisst, so mischt euch auch nicht in Sachen, die ihr nicht kennt.«

»Halt, Bojar, mach dich nicht lustig über unsere Unwissenheit! Wir werden versuchen, es zu erfahren.« Mit diesen Worten erhob sich Sachar und sagte, zu der Versammlung gewandt:

»Gemeindemitglieder, habt ihr die Aussage des Bojaren Tugar Wolk gehört?«

»Ja! Ja!«

»Kann einer von euch etwas dafür oder dagegen aussagen?«

»Ja, ich!« rief eine Stimme.

Wie von einem Pfeil getroffen, zuckte der Bojar zusammen, als er diese Stimme vernahm. Zum ersten Mal glitt sein Blick aufmerksam, mit einer gewissen Unruhe, über die Menge.

»Wer etwas aussagen will, trete hier vor die Versammlung!« rief Sachar.

Ein noch junger Mann, dem ein Arm und ein Bein fehlten, trat aus der Menge. Sein Gesicht war über und über mit tiefen Narben bedeckt. Das war Mitko, der Krieger, wie man ihn in der Gemeinde nannte. Vor einigen Jahren war er auf seinem Holzbein hierher gestelzt und hatte die schrecklichen Nachrichten von den Mongolen gebracht, von der Schlacht an der Kalka, von der Niederlage der russischen Fürsten und vom Tod derjenigen, die in Gefangenschaft geraten waren. Von diesen erzählte man, dass sie unter den Brettern, auf denen sich die mongolischen Heerführer zum Siegeschmaus niedergelassen hatten, zermalmt worden waren. Er, Mitko, hatte auch an der Schlacht teilgenommen, im Gefolge eines Bojaren, und er war mit diesem zusammen gefangen genommen worden. Wie ein Wunder war es ihm gelungen, zu entfliehen. Lange war er durch die Dörfer und Städte des heiligen Russlands geirrt, bis er nach Tuchla kam. Hier gefiel es ihm, und da er mit seiner einen Hand kunstvolle Körbe flechten konnte und eine Menge Lieder und Geschichten aus fernen Ländern kannte, nahm ihn die Gemeinde auf. Die Gemeindemitglieder verpflegten und kleideten ihn. Sie liebten und verehrten ihn wegen der Wunden, die er im Krieg gegen die schrecklichen Eindringlinge erhalten hatte, und wegen seines offenen, fröhlichen Wesens. Dieser Mitko nun trat jetzt vor, um über den Bojaren auszusagen.

»Sprich, Krieger Mitko«, sagte Sachar, »du kennst also diesen Bojaren?«

»Jawohl, ich kenne ihn«, antwortete Mitko mit fester Stimme. »Ich habe in seinem Gefolge gedient und mit ihm zusammen an der Schlacht an der Kalka teilgenommen.«

»Und was hast du vorzubringen?«

»Schweig, niedriger Sklave!« schrie der Bojar, bleich vor Wut. »Schweig, oder dein klägliches Leben ist auf der Stelle zu Ende!«

»Bojar, ich bin nicht mehr dein Sklave, sondern ein freier Mensch, und nur meine Gemeinde hat das Recht, mir das Reden zu verbieten. Ich habe bis jetzt geschwiegen, jetzt aber gebietet man mir, zu sprechen. Gemeindemitglieder! Die Anklage, die ich gegen den Bojaren Tugar Wolk erhebe, ist schwer und furchtbar: er ist ein Ver... «

»Wenn du bis jetzt geschwiegen hast, so tue es auch weiterhin!« brüllte der Bojar. Die Schneide seiner Axt blitzte auf, und Mitko der Krieger stürzte blutüberströmt mit gespaltenem Schädel zu Boden. Die Menge schrie auf, alle sprangen entsetzt in die Höhe, und es erhob sich ein furchtbares Geschrei.

»Die Todesstrafe! Die Todesstrafe! Er hat unser heiliges Gericht beleidigt, er hat einen der Unseren auf einer öffentlichen Versammlung getötet!«

»Ihr niedriges Gesindel!« schrie der Bojar. »Ich habe keine Angst vor euch! So wird es jedem ergehen, der es wagt, die Hand gegen mich zu erheben oder etwas gegen mich zu sagen. He, meine treuen Diener, kommt her zu mir!«

Die Bogenschützen und Axtträger umringten, selbst bleich und zitternd, den Bojaren. Drohend und puterrot vor Wut, stand er in ihrer Mitte, die blutbesudelte Axt in der Hand. Auf ein Zeichen Sachars wurde es still.

»Bojar«, sagte er, »du hast dich vor Gott und der Gemeinde des Todes schuldig gemacht. Du hast einen Zeugen, ein Mitglied unserer Gemeinde, während einer Gerichtsverhandlung getötet. Was er gegen dich aussagen wollte, haben wir nicht erfahren und wollen wir auch nicht wissen. Möge dein Gewissen selbst dich richten. Durch diesen Totschlag hast du dein Verbrechen zugegeben und ein neues begangen. Die Gemeinde kann dich nicht länger auf ihrem Grund und Boden dulden. Entferne dich von hier! In drei Tagen kommen unsere Leute, um dein Haus dem Erdboden gleichzumachen und jede Spur deines Aufenthaltes bei uns zu vernichten.«

»Sie sollen nur kommen!« schrie der Bojar. »Wir werden sehen, wer wessen Spur vernichtet! Ich spucke auf euer Gericht! Wagt es nur, euch meinem Haus zu nähern! He, meine Diener! Kommt, wir wollen diese widerliche Versammlung verlassen!«

Der Bojar entfernte sich mit seinem Gefolge. Die Versammelten blieben lange Zeit stumm. Ein paar junge Leute trugen den blutüberströmten Leichnam Mitkos weg.

»Gemeindemitglieder«, sagte Sachar, »entscheidet: Wollen wir das Urteil über den Bojaren Tugar Wolk so sprechen, wie uns unsere Väter gelehrt haben?«

»Ja! Ja!« dröhnte es über den Platz.

»Wer soll das Urteil vollstrecken?«

Die Wahl fiel auf zehn junge Leute, unter ihnen auch Maxim Berkut. Es fiel Maxim schwer, diesen Auftrag anzunehmen. Er hasste den Bojaren, aber jener war der Vater des Mädchens, das wie durch einen Zauber sein ganzes Herz und alle seine Gedanken gefangen hielt, für das er sein Leben hingegeben hätte. Und nun – war auch sie verurteilt, schuldlos, durch das Verbrechen ihres Vaters! Doch Maxim lehnte den Auftrag nicht ab. So schwer es ihm auch fiel, das Urteil der Gemeinde zu vollstrecken, in der Tiefe seines Herzens empfand er dennoch eine bange Freude: er würde Mirosława wieder sehen! Vielleicht konnte er ihr sogar irgendwie helfen und das harte Urteil der Gemeinde mildern!

Nun wurden die Abgesandten der anderen Gemeinden aufgerufen, um gemeinsam mit ihnen zu beraten, wie man sich gegen den Einfall der Mongolen verteidigen könnte.

»Wir sind völlig zugrunde gerichtet«, sagte der Abgesandte der Gemeinden am Fuß der Berge. »Unsere Dörfer sind niedergebrannt, unser Vieh ist geraubt worden, unsere Jugend ist im Kampf gefallen. Wie eine breite Flutwelle überschwemmen Brände und Zerstörungen unser Land. Der Fürst hat uns keine Hilfe geschickt, und die Bojaren, die uns bisher unterdrückten, haben uns verraten, als wir ihre Hilfe brauchten.«

Abgesandte aus Kortschin und Tustan berichteten: »Auch wir sind von den Feinden bedroht. Unterhalb Sinewodskow ⁶, in der Tiefebene, sieht man schon ihre weißen Zelte. Sie rücken in unübersehbarer Zahl heran, und wir wagen nicht, an Kampf und Widerstand zu denken. Wir nehmen alles mit, was wir können, und fliehen in die Wälder und in die Berge. Unsere Bojaren haben angefangen, Sperren auf der Straße zu errichten, aber die Arbeit geht merkwürdig langsam voran. Man munkelt, dass sie die Absicht haben, unsere Straßen an die Mongolen zu verkaufen.«

Abgesandte aus anderen Gebirgsgemeinden sagten: »Unsere Ernten sind kärglich, und aus den Tälern kommen jetzt viele Flüchtlinge zu uns. Bis zur neuen Ernte wird es knapp werden. Helft uns und unseren Gästen aus der Bedrängnis, helft uns über die schwere Zeit hinweg!«

Die Abgesandten aus den ungarisch-russischen Gemeinden erklärten:

»Wir haben gehört, dass der Mongolensturm auf Ungarn übergreift. Bei unserem Gott und den Göttern unserer Väter beschwören wir euch, unsere Nachbarn und Brüder, haltet diesen schrecklichen Sturm auf, lasst ihn nicht über unser Land kommen! Eure Dörfer sind Festungen, jeder eurer Felsen, jeder eurer dichten Wälder ist Tausende Krieger wert. Wenn die Feinde erst über die Berge kommen, hält sie keine Macht mehr auf, und wir alle müssen sterben. Wir sind bereit, euch zu geben, was ihr verlangt – Brot und Menschen –, nur lasst nicht die Arme sinken, verliert die Hoffnung nicht und nehmt den Kampf gegen die schrecklichen Mordgesellen auf!«

Sachar Berkut erwiderte:

»Gemeindemitglieder! Und ihr, Abgesandte aus den Nachbargemeinden! Wir alle haben gehört, was für ein furchtbarer Sturm sich unserem Land nähert. Unsere Krieger sind den Mongolen entgegengetreten und umgekommen. Die Heerscharen des Feindes sind unübersehbar, und die unseligen Verhältnisse in unseren Tälern haben ihnen erlaubt, bis ins Herz unseres Landes vorzudringen, bis an die Schwelle unseres Hauses. Die Fürsten und Bojaren haben vor Angst den Kopf verloren oder verraten ihr Land offen vor aller Augen. Was sollen wir tun? Wie sollen wir uns verteidigen? Ich meine, dass wir uns nicht von den Grenzen unseres Tuchlaer Gebietes entfernen dürfen. Unsere Passstraße werden wir mit eurer Hilfe, Mitglieder der Gemeinden jenseits der Berge, wohl verteidigen können. Aber wir sind nicht stark genug, auch die anderen Straßen zu schützen. Das ist eure Aufgabe, Freunde aus Tustan, und wenn uns unsere Sache glückt, werden wir auch euch gern helfen.«

Darauf erwiderten die Abgesandten aus Tustan:

»Wir wissen, Vater Sachar, dass es euch unmöglich ist, uns zu verteidigen, und dass jeder in dieser schweren Stunde vor allem für sich selbst eintreten muss. Aber unsere Gemeinden sind nicht so glücklich wie eure, die Bojaren haben an den Sperren und Pässen ihre Wachen aufgestellt. Wenn sie uns den Mongolen ausliefern, was sollen wir dann tun? Wir haben nur eine Hoffnung, und nur das könnte uns noch retten: dass die Mongolen nicht über eure Straße kommen und dass ihr in diesem Falle Wachen auf der Straße zurücklassen und uns zu Hilfe eilen könnt.«

»Ach, Freunde, Freunde«, sagte Sachar bekümmert, aber auch vorwurfsvoll, »ich glaubte, ihr hättet Kraft in den Armen und Verstand im Kopf wie reife Männer, statt dessen ist eure Rede kindlich! Ihr hofft auf ein ‚Vielleicht‘ und ein ‚Wer weiß‘. Dass unsere ganze Gemeinde euch zu Hilfe eilt, wenn uns keine Gefahr droht, könnt ihr sicher sein. Vor allem aber müsst ihr euch gegen eure eigenen Feinde, die Bojaren, sichern. Solange sie die Straßensperren und Pässe in ihrer Gewalt haben, könnt ihr nicht frei atmen. Diese arglistige Brut ist imstande, euch jeden Augenblick zu verkaufen. Es wird Zeit, dass ihr aufhört zu träumen, es wird Zeit, die Sturmglocke zu läuten und die Fesseln abzuschütteln, in die euch die Habgier der Bojaren und die Willkür der Fürsten gezwängt haben! Solange das nicht geschehen ist, können wir euch nicht helfen.«

Bei diesen Worten des alten Sachar senkten die Abgesandten von Tustan die Köpfe.

»Ach, Vater Sachar«, sagten sie, »du kennst doch unsere Gemeindemitglieder und sprichst, als wüsstest du überhaupt nichts von ihnen. Ihre einstige Kühnheit ist gebrochen, ihr Wille zertreten. Wir danken dir für deinen Rat und werden ihn an unsere Gemeinde weitergeben; aber ob sie ihn befolgen werden? Ach, wenn du zu ihnen gehen und mit ihnen reden könntest!«

»Aber, aber, liebe Nachbarn, bedeutet denn mein Wort euren Gemeindemitgliedern mehr als ihre eigene Not, als ihr eigener Verstand? Nein! Wenn es so wäre, dann würden euch auch meine Worte nicht helfen, dann würden unsere Gemeinden, unser ganzes Russland zugrunde gehen!«

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als die Versammlung beendet war und die Tuchlaer ins Dorf zurückkehrten. Ohne fröhliche Lieder und Rufe gingen sie langsam dahin, Alte wie junge, in schwermütige Gedanken versunken. Was würden ihnen die nächsten Tage bringen?

Die Abgesandten der anderen Gemeinden dagegen kehrten ermutigt in ihre Dörfer zurück. Nur die Fahne der Gemeinde flatterte als ein Zeichen ihrer Kraft und Einigkeit hoch und fröhlich in der Luft, und der azurblaue Frühlingshimmel strahlte trotz allen Kummers und aller Ängste auf dieser Erde.

¹ Ich denke hierbei nicht an die historische Einsiedelei von Manjawo, die zu Anfang des 17. Jahrhunderts von Jowo Knjaginizki gegründet wurde, sondern benutze die Volkssage von den ersten Aposteln Karpatenrusslands, von den Kiewer Höhlenmönchen, über deren Wanderungen und Ansiedlungen im Kolomyja-Gebirge Anton Mogilnizki in seinem Poem »Einsiedelei Manjawo«, zum Teil nach seiner eigenen Phantasie, zum Teil auf Grund der wirklichen Volkstradition, berichtet.

(Anm. von Iwan Franko.)

² Gemeint ist Roman Mstislawitsch, ein wolhynischer und galizischer Fürst, der den Despotismus der Bojaren bekämpfte.

³ Kalka (heute Kalmius) – Fluss, der ins Asowsche Meer mündet. Hier fand 1224 eine Schlacht der vereinigten russischen Truppen gegen die Tataren statt.

⁴ Die Ansichten, die Sachar Berkut hier äußert, können als typisch für die Ansichten der damaligen Bauernschaft über die Fürsten und ihre blutigen inneren Fehden und über die Entstehung des Feudalismus gelten. Wir erinnern daran, dass ähnliche Ansichten ihren Niederschlag selbst bei unserem Chronisten in seiner Erzählung über den Sänger Mitus gefunden haben, den Fürst Daniel wegen seiner rebellischen Reden und seiner Aufsässigkeit gefangen nehmen und hinrichten ließ. Selbstverständlich wollen wir, wenn wir derartige Ansichten zur Charakterisierung der damaligen Zeit und ihrer Menschen wiedergeben, damit nicht den Wert und die Bedeutung der Persönlichkeit des Fürsten Daniel abschwächen, der unter allen Herrschern der russisch-galizischen Gebiete als ungewöhnlicher, sympathischer und für seine Zeit ziemlich humaner, mit politischen Fähigkeiten begabter Mensch hervorragte.

(Anm. von Iwan Franko.)

⁵ Pokutien – Gegend im Südosten, der westlichen Ukraine, zwischen Dnestr und Tscheremoschje.

⁶ Kortschin, Tustan und Sinewodskow – Ortschaften in den Karpatenausläufern, die bis heute erhalten geblieben sind.

Kapitel 4

Wie ein breiter Strom überfluteten Brände, Zerstörung und Tod das russische Land. Die verheerende Mongolenhorde kam aus den entlegenen Steppen Asiens herangebraust, um die Kraft unseres Landes an ihrer Wurzel zu zerstören und das Leben des Volkes auf Jahrhunderte hinaus zu lähmen. Die wichtigsten Städte, Kiew, Kanew und Perejaslaw, fielen und wurden bis auf den Grund vernichtet. Ihnen folgten Tausende Dörfer und kleinere Städte. Der furchtbare Heerführer der Mongolen, Batu-Khan, genannt Baty ¹, marschierte an der Spitze seines Hunderttausend-Mann-Heeres und trieb viermal soviel Gefangene vor sich her, die in den ersten Reihen für ihn kämpfen mussten. Er schritt über russische Erde und watete bis zu den Knien in Blut. Seine Truppen ließ er weit nach allen Seiten ausschwärmen. An einen Widerstand auf freiem Feld war überhaupt nicht zu denken, zumal Russland durch die inneren Fehden der Fürsten in Teile zerrissen war.

In einigen Städten verschanzten sich die Bewohner hinter den Stadtmauern, um ihre Stadt gegen die Mongolen zu verteidigen. Die in Belagerungen wenig erfahrenen Mongolen gingen mit Äxten gegen die Mauern und Tore vor. Sie brauchten lange Zeit für ihr Zerstörungswerk, aber diese schwachen Festungen fielen häufiger durch Verrat und Bestechung als durch Gewalt. Das Ziel der Schrecken verbreitenden Mongolen war Ungarn. Der Mongolenherrscher Dschingis-Khan ² strebte danach, dieses reiche Land mit seiner den Mongolen verwandten Bevölkerung zu unterwerfen. Aber die Ungarn widersetzten sich. Der grauenvolle Marsch der Mongolen sollte sie einschüchtern und sie die Rache des großen Dschingis-Khan fürchten lassen. Nach dem Plan Batys sollte das Heer von drei Seiten gleichzeitig in Ungarn einfallen: von Osten über Siebenbürgen, von Westen über Mähren und von Norden über die Karpaten. Er teilte sein Heer in drei Abteilungen: die erste zog unter dem Kommando von Kaidan durch die bessarabischen Steppen in die Walachei, die zweite unter Peta zog quer durch Galizien, rückte gegen den Oberlauf des Dnestr vor, durchwatete den Fluss und zerstreute sich dann über das Vorgebirge, um einen Übergang über die Karpaten zu suchen. Gefangene Einheimische sowie Verräter unter den Bojaren führten die Feinde am Ufer des Stry entlang zum Tuchla-Pass. Wie die Abgesandten aus Kortschin berichtet hatten, schimmerten auf der Ebene unterhalb Sinewodskow bereits die weißen Zelte.

Es wurde Abend. Die Nacht brach herein. Auf den bewaldeten Bergen von Tuchla ballte sich der Nebel wie Rauch über Vulkanen vor ihrem Ausbruch. Der Stry rollte mit lautem Getöse über die Steine, in seinen jähren Windungen wild aufschäumend. Am Himmel erglühnten die Sterne. Aber auch auf der Erde, in der weiten Ebene des Stry, begann es zu leuchten, zuerst vereinzelt, dann immer dichter und heller, bis sich schließlich die ganze Ebene mit Lichtern bedeckte. Wie ein Meer, über das ein leichter Wind hinstreicht, wogte das leuchtende Tal. Hier und dort flammte ein helles Feuer auf, an anderen Stellen erlosch es. Das waren die nächtlichen Lagerfeuer der Mongolen.

Hinter dem flimmernden Meer aber loderten andere Flammen, deren Widerschein sich gespenstisch über den Horizont breitete: die ringsum brennenden Dörfer und Siedlungen bildeten einen breiten Feuergürtel um das Lager der Feinde. Die Mongolen zogen brandschatzend durch die Dörfer, folterten die Menschen, nahmen sie gefangen und vernichteten, alles, was sie nicht mitnehmen konnten.

Bei Einbruch der Dunkelheit trabten zwei kleine, kräftige Gebirgspferde einen schmalen Pfad hoch in den Sinewodsker Bergen entlang. Einer der Reiter, ein schon bejahrter Mann, trug eine Rittersrüstung mit Schwert und Streitaxt. An seinem Sattel war eine Lanze befestigt. Sein langes Haar quoll unter dem Helm hervor und fiel ihm bis auf die Schultern. Trotz der zunehmenden Dunkelheit, die sich wie Wolken über die Berge legte und in Schwaden aus den Schluchten und Wäldern emporstieg, konnte man an seinem Gesichtsausdruck erkennen, dass er zornig und trotzig war. Bald lachte er bitter auf, dann wieder blickte er niedergeschlagen vor sich hin. In seinen Gelenken zuckte es krampfhaft.

Der zweite Reiter war ein schönes junges Mädchen in seidedurchwirktem Leinenkleid. Unter einer kleinen Bibernütze quoll üppiges goldblondes Haar hervor. Über ihrer Schulter hingen eine beinerne Armbrust und ein Köcher mit Pfeilen. Der Blick ihrer schwarzen, feurigen

Augen huschte wie eine Schwalbe umher, über die welligen Umrisse der Berge mit ihren dunklen Wäldern.

»Was für eine schöne Gegend, Väterchen!« rief sie mit klangvoller Stimme, als die Pferde für einen Augenblick auf dem steilen Hang stehen blieben. »Was für eine herrliche Gegend!« wiederholte sie etwas leiser, drehte sich um und blickte in die undurchdringlich dunklen Schluchten hinab.

»Und was für ein abscheuliches Volk lebt in dieser Gegend!« antwortete ihr Begleiter wütend.

»Nein, Väterchen, sprich nicht so!« entgegnete sie mutig. Aber gleich darauf wurde sie verlegen und fügte nach einer Weile mit stark gedämpfter Stimme hinzu: »Ich weiß nicht, aber mir haben die Leute hier gefallen.«

»O ja, das glaube ich!« rief der Reiter mit bitterem Vorwurf in der Stimme. »Genauer gesagt, hat dir nur einer von ihnen gefallen – dieser verfluchte Berkut! Oh, ich weiß, dass du bereit wärst, um seinetwillen deinen eigenen Vater zu verlassen, und dass du schon aufgehört hast, deinen Vater zu lieben. Aber das ist nun einmal die Art der jungen Mädchen! Ich sage dir nur eins, meine Tochter: Glaub diesem glänzenden Schein nicht! Glaub der Schlange nicht, wenn ihr Schuppenpanzer auch in Korallenfarben schillert!«

»Aber, Vater, was hast du für Gedanken! Mit was für bösen Worten klagst du mich an! Ich habe dir gestanden, dass ich Maxim liebe, und ich habe vor dem Angesicht der Sonne geschworen, dass ich die Seine werde! Aber solange ich noch nicht die Seine bin, gehöre ich dir. Und auch als seine Frau werde ich niemals aufhören, dich zu lieben, Väterchen!«

»Du dummes Mädchen, du wirst ihm niemals gehören! Hast du denn vergessen, dass du eine Bojarentochter bist und er ein Niedriggeborener, ein Hirte ist?«

»Sprich nicht so, Vater! Er ist ebenso ritterlich, nein, er ist besser, mutiger und edler als alle Bojarensöhnchen, die ich bisher gesehen habe! Im Übrigen ist dein Reden vergeblich, Vater, ich habe einen Schwur geleistet!«

»Was bedeutet schon der Schwur eines dummen, von Leidenschaft verblendeten jungen Mädchens?«

»Nein, Väterchen, ich bin nicht dumm und nicht verblendet! Ich habe nicht in einem Anfall wilder Leidenschaft, nicht ohne zu zögern und ohne zu überlegen geschworen – und nicht ohne einen höheren Willen zu achten, Vater!«

Die letzten Worte sprach sie geheimnisvoll flüsternd. Der Bojar sah sie erstaunt an:

»Was heißt das nun wieder? Was für ein höherer Wille konnte dich zu so einem Wahnsinn veranlassen?« »Hör zu, Väterchen«, sagte das Mädchen, wandte ihm das Gesicht voll zu und verlangsamte den Gang seines Pferdes. »In der Nacht vor dem Aufbruch zur Bärenjagd ist mir meine Mutter im Traum erschienen. Sie sah so aus, wie du sie mir beschrieben hast: sie trug ein weißes Kleid, hatte offenes Haar, nur ihr Gesicht war rosig und leuchtete wie die Sonne. Ein frohes Lächeln lag um ihren Mund, und aus ihren klaren Augen strahlte unendliche Liebe. Sie kam mit ausgestreckten Armen auf mich zu, umarmte mich und drückte mich fest an die Brust. ‚Mama!‘ sagte ich und konnte vor lauter Freude und Seligkeit kein einziges weiteres Wort hervorbringen.

‚Miroslawa, mein einziges Kind‘, sprach sie mit zärtlicher, sanfter Stimme, die mir noch heute im Herzen klingt, ‚hör, was ich dir sage. Ein großer Augenblick steht dir bevor, meine Tochter! Dein Herz wird erwachen und zu sprechen beginnen. Hör auf dein Herz, mein Kind, und gehorche seiner Stimme!‘

‚Gut, Mama!‘ antwortete ich, am ganzen Körper zitternd vor unbeschreiblicher Freude.

‚Dann werde ich dein Herz segnen!‘ Nach diesen Worten verschwand sie wie ein leichter, zarter Windhauch. Ich erwachte. Mein Herz hat gesprochen, Väterchen, und ich bin seinem Ruf gefolgt. Der Segen meiner Mutter ruht auf mir!«

»Ach, du dummes Mädchen, das war doch nur ein Traum! Im Übrigen... «, der Bojar zögerte, »im übrigen wirst du ihn niemals wieder sehen!«

»Was? Ich werde ihn nicht wieder sehen?« rief Miroslawa. »Warum? Ist er etwa tot?«

»Selbst wenn er noch hundert Jahre leben würde, siehst du ihn nicht mehr wieder, denn wir... wir kehren nicht in dieses verfluchte Land zurück.«

»Wir kehren nicht zurück? Warum nicht?«

»Weil« – der Bojar sprach mit gekünstelter Ruhe –, »weil diese Leute und vor allem dieser alte Teufel, der Vater deines geliebten Maxim, in ihrem Rat beschlossen haben, uns aus Tuchla zu verjagen, unser Haus zu zerstören und es dem Erdboden gleichzumachen! Aber wartet nur, ihr elendes Gesindel! Tugar Wolk wird den Tuchlaer Bären die Zähne zeigen!«

Mirowslawas Herz zog sich schmerzhaft zusammen.

»Sie haben uns ausgewiesen, Väterchen? Weshalb? Wegen jenes Waldaufsehers, den du so erbarmungslos schlagen ließest, obwohl ich dich unter Tränen gebeten hatte, ihn freizulassen!«

»Du verstehst alles auf deine Art!« unterbrach sie Tugar ärgerlich. Der Vorwurf der Tochter hatte ihm einen heftigen Stich versetzt. »Oh, ich weiß, auch du hättest dich gegen deinen Vater gestellt, wenn du an der Versammlung teilgenommen hättest! Nun ja, dein Vater ist alt und verdrießlich, er versteht es nicht mehr, schöne Augen zu machen. Du wünschst dir einen anderen Gefährten! Was kümmert es dich, dass dein Vater frühzeitig ergraut ist, weil er dein Glück sichern wollte; aber der andere, neue, deinem Herzen liebere Freund zerstört vielleicht in diesem Augenblick mit seinen Dorfgenossen unser Haus, unsere letzte und einzige Zuflucht auf dieser Welt!«

Mirowslawas vermochte ob dieser heftigen Vorwürfe ihre Tränen nicht zurückzuhalten.

»Nein, nein, du liebst mich nicht!« sagte sie schluchzend. »Ich weiß nicht, was mir dein Herz entfremdet hat! Ich habe dir keinen Anlass dazu gegeben! Du hast mich selbst gelehrt, ehrlich zu leben und stets die Wahrheit zu sprechen. Ist dir die Wahrheit jetzt auf einmal so zuwider?«

Der Bojar hielt den Kopf gesenkt und schwieg. Sie näherten sich bereits dem Gipfel des Berges und ritten auf einem schmalen Pfad zwischen hohen Buchen, die mit ihren Kronen den Himmel völlig verdeckten. Sich selbst überlassen, suchten die Pferde schnaufend ihren Weg im Dunkeln und kletterten langsam den steinigen Steilhang hinauf.

»Wohin reiten wir denn, wenn man uns aus Tuchla ausgewiesen hat?« fragte Mirowslawas plötzlich, hob den Kopf und wischte sich die Tränen vom Gesicht.

»Immer der Nase nach«, erwiderte der Vater.

»Du sagtest doch, dass wir irgendeinen Bojaren besuchen wollen.«

»Mir ist die Wahrheit zuwider geworden. Ich habe die Unwahrheit gesagt.«

»Wohin reiten wir also?«

»Wohin du willst. Mir ist es gleich. Vielleicht nach Halitsch, zum Fürsten, der meiner überdrüssig ist und froh war, mich los zu sein. Oh, das ist ein schlauer Fuchs, dieser Fürst! Die Kraft des Menschen aussaugen wie den Saft einer reifen Kirsche und den Kern ausspucken – das kann er! Wie er sich gefreut hat, als ich ihn bat, mir Land im Tuchlaer Gebiet zu schenken! ‚Geh‘, sagte er, ‚wenn ich dich nur hier nicht mehr sehe! Geh und zank dich mit dem Bauerngesindel um seine armseligen Felder, aber komm nicht zurück!‘ Vielleicht sollen wir zum Fürsten gehen, uns über die Tuchlaer beschweren und um Hilfe bitten?«

»Nein, Väterchen!« rief Mirowslawas. »Die Hilfe des Fürsten würde das Unglück nicht abwenden, sondern nur verschlimmern.«

»Siehst du«, sagte der Bojar, ohne die letzten Worte der Tochter besonders zu beachten. »Oder wollen wir nach Tuchla zurückgehen, zu diesem Teufel Berkut, um ihre Gnade betteln, uns ihrem Gericht unterwerfen, unser Bojarentum ablegen und sie anflehen, uns wie ihresgleichen in die Gemeinde aufzunehmen, um zu leben wie sie, zusammen mit ihren Schafen, zwischen Hafer und Mist?«

Mirowslawas hatte sich bei diesen Worten unwillkürlich aufgerichtet. Ihre Miene erhellte sich.

»Meinst du, dass sie uns aufnehmen würden, Vater?« fragte sie lebhaft.

»Wer weiß!« antwortete der Bojar streitsüchtig. »Wenn diese Knechte und Ihre Obermajestät Sachar Berkut uns die Gnade erweisen...«

»Vater, warum sollten wir es nicht versuchen? Die Tuchlaer verabscheuen das Unrecht. Wenn sie uns verurteilt haben – vielleicht waren sie im Recht? Vielleicht... vielleicht hast du, Vater, durch irgendetwas das Urteil heraufbeschworen? Wenn man freundlich zu ihnen wäre... menschlich... Ach, mein Gott, was ist das?« schrie sie plötzlich auf. Sie hatten den Gipfel des Berges erreicht, und vor ihren Augen breitete sich das Stry-Tal aus – ein Meer von Brandfackeln und Lagerfeuern. Ihr Widerschein färbte den Himmel blutrot. Wie aus der

Tiefe der Hölle drangen seltsame Stimmen, Pferdegewieher, Waffengeklirr und der Lärm einer Menge Menschen, die um die Lagerfeuer herumsaßen, aus dem Tal herauf. Man hörte die herzzerreißenden Schreie gefolterter Greise, Frauen und Kinder. Vieh heulte. In der Ferne stürzten brennende Häuser zusammen. Gewaltige Funkenfontänen, goldglitzernden Fliegenschwärmen gleich, sprühten zum Himmel empor. Im Tal standen mit breiten Zwischenräumen lange Reihen viereckiger Zelte. Wie Ameisen huschten die Menschen zwischen den Zelten hin und her oder drängten sich um die Lagerfeuer. Miroslawa war wie erstarrt bei diesem Anblick und hatte nicht die Kraft, die Augen von dem Schauspiel abzuwenden. Sogar der alte, mürrische Bojar schien versteinert. Er starrte regungslos auf dieses lichterfunkelnde Meer, atmete den Geruch von Rauch und Blut ein und lauschte auf das Getöse, die Schreie, das Stöhnen und die freudigen Siegesrufe. Selbst die Pferde der Reiter begannen am ganzen Körper zu zittern, spitzten die Ohren und schnaubten, als ob sie sich fürchteten, weiterzugehen.

»Vater, um alles Heiligen willen, sag, was soll das bedeuten?« rief Miroslawa.

»Unsere Verbündeten«, erwiderte Tugar Wolk mit finsterner Miene.

»Sind das etwa die Mongolen, von denen die Leute mit Angst und Entsetzen sprechen?«

»Ja, das sind sie!«

»Die Zerstörer Russlands?«

»Es sind unsere Verbündeten gegen dieses verfluchte Gesindel und ihre Gemeinden.«

»Vater, das ist unser Untergang! Wenn es keine Sklaven mehr gibt, wer soll dann für uns arbeiten?«

»Beruhige dich, den Sturm gibt es noch nicht, der diesen minderwertigen Samen mit Stumpf und Stiel ausrotten könnte!«

»Aber Vater, die Mongolen verschonen weder die Häuser der Bauern noch die Höfe der Bojaren, noch die Fürstenpaläste! Du erzähltest oft, dass sie selbst Fürsten unter Bretter gelegt und sich draufgesetzt haben!«

»Daran haben sie gut getan! Sollen sie ersticken, diese Rabenbrut!« Bojaren haben sie bisher nicht zu Tode gefoltert. Ich wiederhole: Es sind unsere Verbündeten!« »Vater, du willst dich doch nicht etwa mit diesen Wilden verbünden, die mit dem Blut unseres Volkes besudelt sind?«

»Was geht es mich an, wer und wie sie sind? Wir haben keinen anderen Ausweg. Meinetwegen können sie die bösen Geister selbst sein, wenn sie mir nur helfen!« Miroslawa war bleich geworden und starrte den Vater erschrocken an. Im roten Widerschein der Feuer sah sein Gesicht unheimlich und wild aus. Sein Helm leuchtete wie eine blutige Krone. Die Reiter waren von ihren Pferden gestiegen und sahen sich an.

»Wie fremd du bist, Vater!« flüsterte Miroslawa. »Ich kenne dich nicht wieder!«

»Sprich nur weiter, Tochter!« sagte der Vater mit seltsamem Lächeln. »Ich weiß, was du sagen willst! Du wolltest sagen: Ich kann nicht mit dir weitergehen, ich verlasse dich, einen Verräter unserer Heimat, und kehre zu meinem lieben, treuen Berkut zurück! Sag es, sag es doch frei heraus und lass mich allein! Ich gehe, wohin mich mein Schicksal führt, und werde bis ans Ende meiner Tage für dein Wohl sorgen!«

Die Stimme des Bojaren, die zuerst giftig geklungen hatte, wurde so sanft, so zittrig und erregt, dass Miroslawa die Tränen nicht zurückhalten konnte; sie schluchzte laut auf und fiel dem Vater um den Hals.

»Ach, Vater! Du zerreißt mir das Herz! Womit habe ich das verdient? Ich weiß, dass du mich liebst! Ich... ich verlasse dich niemals! Ich werde deine Dienerin und Sklavin sein bis zu meinem letzten Atemzug, aber geh nicht dorthin, bedecke deinen ehrlichen Namen nicht für alle Ewigkeit mit Schande!«

Weinend fiel sie ihrem Vater zu Füßen, umklammerte seine Knie und benetzte seine Hände mit Tränen. Auch aus den Augen des Bojaren stürzten Tränen. Er hob Miroslawa auf und drückte sie fest an seine Brust.

»Mein Kind!« sagte er zärtlich, »klage mich nicht an! Der Kummer hat mein Herz mit Bitterkeit erfüllt, meine Gedanken sind voller Zorn. Aber ich weiß, dass dein Herz rein ist wie Gold und dass du mich in den Tagen der Not und des Kampfes nicht verlassen wirst. Wir sind auf uns allein angewiesen, wir haben keinen Platz, wo wir unser Haupt niederlegen können, und niemand kann uns helfen als wir selbst. Wir haben keine andere Wahl, wir

müssen die Hilfe nehmen, die sich uns bietet.« »Väterchen, Väterchen!« flehte Miroslawa unter Tränen. »Der Zorn gegen die Tuchlaer hat dich verblendet und treibt dich ins Verderben. Es mag sein, dass wir unglücklich sind, aber müssen wir deshalb Verräter an unserer Heimat werden? Nein, lieber wollen wir unter irgendeinem Zaun Hungers sterben!«

»Du bist noch jung, meine Tochter, bist hitzig und leidenschaftlich und weißt nicht, wie Hunger und Not schmerzen! Aber ich weiß es und will dich davor bewahren. Widersprich mir nicht, sondern lass uns unseren Weg fortsetzen! Komme, was da mag, man kann seinem Schicksal nicht entgehen!«

Er sprang aufs Pferd und gab ihm die Sporen. Vergebens versuchte Miroslawa, ihn zurückzuhalten. Er trieb das Pferd bergab. Weinend folgte sie ihm. Noch immer hoffte sie, den Vater vor dem Verderben und vor ewiger Schande, vor dem Verrat an seinem Vaterland retten zu können. Sie ahnte nicht, wie tief ihr Vater schon in diesem abscheulichen Sumpf versunken war; sie wusste nicht, welch tiefer Abgrund sich vor ihm auftat, in den er hoffnungslos hinabstürzte.

Je näher sie dem Tal kamen, umso dunkler wurde es um sie, um so weniger konnten sie von ihrer Umgebung erkennen. Sie sahen nur noch die Lagerfeuer und den Widerschein der Brände in der Ferne. Dafür wurden der Lärm und die Schreie der riesigen Menschenmenge immer lauter, immer ohrenbetäubender. Der Rauch brannte ihnen in die Augen und verschlug ihnen den Atem. Der Bojar lenkte sein Pferd zu dem ersten Lagerfeuer. Dort saßen fünf Männer in zottigen Schafpelzen mit ebensolchen spitzen Mützen. Armbrüste hingen über ihren Schultern. In den Händen hielten sie Äxte.

Als sie sich der Wache näherten, zupfte Miroslawa ihren Vater am Ärmel:

»Väterchen, bei unserem heiligen Gott flehe ich dich an – lass uns umkehren!«

»Wohin?«

»Lass uns nach Tuchla reiten!«

»Nein, mein Entschluss steht fest! Wir werden dorthin reiten, aber nicht als demütig Bittende, sondern als Gäste. Mal sehen, ob deine Berkuts es dann noch wagen werden, uns wegzujagen!«

In diesem Augenblick bemerkten die Mongolen die Fremden, ergriffen ihre Armbrüste und umringten sie mit wildem Geschrei.

»Wer da?« riefen sie auf russisch und auf mongolisch durcheinander.

»Ein Verehrer des Großen Dschingis-Khan!« antwortete Tugar Wolk auf mongolisch.

Die Mongolen starrten ihn verwundert an.

»Woher kommst du, wer bist du und was willst du?« »Das geht dich nichts an«, erwiderte der Bojar scharf. »Wer ist euer Kommandeur?«

»Die Enkel des großen Dschingis-Khan: Begadyr Peta und Begadyr Burunda.«

»Dann geh zu ihnen und sag ihnen: ‚Die Kalka fließt durchs Moor und mündet in den Don.‘ Wir werden hier am Feuer warten, bis du zurückkommst.«

Voll sklavischer Ehrfurcht wichen die Mongolen vor dem Fremden zurück, der ihre Sprache kannte und in einem so gebieterischen Ton sprach, wie sie ihn nur von ihren Khans und Begadyren gewohnt waren. Der eine Wachposten sprang aufs Pferd und galoppierte ins Lager, das ungefähr eine Viertelmeile von der Wache entfernt war.

Tugar Wolk und Miroslawa stiegen vom Pferd. Einer der Wachposten führte die Tiere sofort beiseite, wusch und tränkte sie, band sie fest und ließ sie auf einem Feld mit junger Roggensaart grasen. Inzwischen traten der Bojar und seine Tochter ans Feuer und wärmten sich die Hände. Miroslawa zitterte am ganzen Körper wie im Fieber. Sie war bleich und wagte nicht, ihren Vater anzublicken. Erst jetzt, als sie die mongolische Sprache aus seinem Mund gehört und mit eigenen Augen gesehen hatte, mit welcher Ehrerbietigkeit die Mongolen seine Weisungen befolgten, begriff sie, dass er nicht zum ersten Mal mit diesen schrecklichen Zerstörern ihres Landes zusammenkam. Und sie erinnerte sich der Gerüchte, die am Hofe des Fürsten Daniel umgingen: Tugar Wolk habe Russland in der Schlacht an der Kalka an die Mongolen verraten, indem er ihnen den Schlachtplan der russischen Fürsten ausgeliefert habe. Allerdings hatte keiner den Beweis erbringen können, dann wäre der Bojar enthauptet worden. Wolk hatte während der Schlacht in der vordersten Reihe gekämpft und war schon bei der ersten Verwirrung der Russen gefangen genommen worden. Merkwürdigerweise wurde er sehr schnell wieder aus der Gefangenschaft ohne

Lösegeld entlassen. Er schwor, die Mongolen hätten ihn aus Achtung vor seiner Tapferkeit freigelassen. Die Angelegenheit blieb dunkel. Am Fürstenhof aber begannen alle, den Bojaren Tugar zu meiden, und selbst der Fürst vertraute ihm nicht wie früher. Schließlich spürte der Bojar selbst die Veränderung und bat den Fürsten, ihm die Ländereien in Tuchla zu schenken. Ohne zu fragen, warum er Halitsch verlassen und sich in dieser Waldeinsamkeit verkriechen wollte, noch dazu mit einer jungen Tochter, erfüllte der Fürst seinen Wunsch. Offenbar war er froh, ihn loszuwerden. Bei ihrer Abreise aus Halitsch verabschiedeten sich alle ziemlich kühl von dem Bojaren, ihrem langjährigen Waffenbruder. An alles das erinnerte sich Miroslawa in diesem Augenblick, und alles, worüber sie damals erstaunt und ärgerlich gewesen war, wurde ihr blitzartig klar und verständlich. Das Geflüster und die Gerüchte hatten also zu Recht bestanden! Ihr Vater war ein Verräter! Schon lange, schon seit einem Jahrzehnt unterhielt er Beziehungen zu den Mongolen! Als hätte ihr jemand einen Schlag versetzt, senkte Miroslawa ihren schönen Kopf. Das Herz schmerzte furchtbar: sie fühlte, wie die festesten und heiligsten Bande, die Bande kindlicher Liebe und Verehrung, eines nach dem anderen zerrissen. Wie einsam und verwaist fühlte sie sich, obwohl ihr Vater dicht neben ihr saß! Wie unglücklich fühlte sie sich, obwohl ihr Vater ihr soeben versichert hatte, dass er alles für ihr Glück tun würde!

Aber auch der Bojar saß missmutig da – offenbar bedrückten ihn schwere Gedanken, während seine Augen in die Flammen des Lagerfeuers starrten und beobachteten, wie die glühendroten Holzscheite niederbrannten. War es das ruhige Nachdenken eines Menschen, der sein Ziel erreicht hat, oder war es vielleicht die Angst vor dem Kommenden, die ihm das Herz zusammenpresste und seinen Mund verschloss? Jedenfalls wich dieser alte, besonnene Mann dem Blick der Tochter aus und wandte das Gesicht nicht von den flimmernden Funken und den schwelenden Holzscheiten ab.

»Miroslawa?« fragte er schließlich leise, ohne aufzusehen.

»Warum hast du mich nicht getötet, Vater?« flüsterte sie und hielt nur mit Mühe ihre Tränen zurück. Der Klang ihrer Stimme berührte den Bojaren wie ein eisiger Hauch, obwohl er sie kaum hörte. Er fand keine Antwort auf ihre Frage und blickte wieder schweigend ins Feuer, bis der Posten aus dem Lager zurückkam.

»Die Enkel des großen Dschingis-Khan lassen den neuen Freund grüßen und bitten ihn, zum Kriegsrat in ihr Zelt zu kommen.«

»Wir kommen!« erwiderte der Bojar gelassen und stand auf.

Miroslawa erhob sich ebenfalls, doch die Beine versagten ihr fast den Dienst. Jetzt war es zu spät zur Umkehr! Schon brachten die Mongolen die Pferde, halfen Miroslawa in den Sattel und umringten die Gäste, um sie ins Lager zu geleiten. Es war in Form eines riesigen Vierecks angelegt, um das ein tiefer Graben gezogen war. An jeder Seite des Lagers befanden sich zwölf Eingänge. Obwohl niemand das Lager bedrohte, wurden die Eingänge von bewaffneten Posten bewacht – das gehörte zu ihren Kriegsregeln. Im Gegensatz zu den Kreuzrittern hielten die Mongolen auf eine strenge Ordnung unter ihren Truppen und verstanden es, große Massen zu befehligen.

Am Lagereingang fragten die Posten mit rauen Stimmen die Begleitwache des Bojaren nach der Parole. Dann übernahmen sie die ungewöhnlichen Gäste, um sie in das Zelt ihrer Heerführer zu geleiten. Sosehr auch der Kummer Miroslawa niederdrückte, so heiß auch die Scham in ihrem jungen Gesicht brannte, so war sie doch mutig genug, aufmerksam alles Neue, das sie umgab, zu beobachten. Ihr rascher Blick streifte die Wachen, die sie begleiteten. Die kleinen untersetzten Gestalten in Schafpelzen ähnelten Bären oder anderen wilden Tieren. Ihre bartlosen Gesichter mit den kleinen, platten Nasen, den hervortretenden Backenknochen und den kleinen, tief liegenden Augen, die zwischen den schmalen Spalten der schräg geschnittenen Lider blitzten, wirkten hässlich und unheimlich. Die gelbe Farbe ihrer Haut, die im Schein der Lagerfeuer grünlich schimmerte, machte sie noch unheimlicher und abstoßender. Mit ihren gesenkten Köpfen und den kehligen, singenden Stimmen erinnerten sie an hungrige Wölfe. Miroslawa betrachtete auch ihre Zelte. Sie bestanden aus Schafswollfilz, der über vier Stangen gespannt und oben in der Mitte zusammengebunden war. Als Schutz gegen Regen waren Pferdehäute darüber gelegt. Vor den Zelten staken auf Pflöcken blutverschmierte Menschenköpfe. Die bläulichen, gespenstisch von den Flammen beleuchteten Gesichter waren in Schmerz und Verzweiflung erstarrt. Kalter Schweiß trat

Mirolawa bei diesem Anblick auf die Stirn. Doch nicht die Angst, dass auch ihr Kopf bald ebenso vor dem Zelt irgendeines mongolischen Begadyrs hängen könnte, erschreckte das tapfere Mädchen. Nein, sie hätte jetzt den Tod auf dem Scheiterhaufen vorgezogen. Lieber wollte sie, dass ihr eigener Kopf als blutige Trophäe vor dem Zelt des Siegers gehangen hätte, als mit eigenen Augen diese Trophäen zu sehen, von denen jede noch vor kurzem ein lebendiger Mensch gewesen war, der gedacht, gearbeitet und geliebt hatte. Lieber wollte sie sterben, als dieses grauenvolle Lager betreten und eine ehrlose, verräterische Handlung begehen zu müssen.

Nein, nein! dachte sie. Das kann nicht sein. Ich gehe nicht weiter! Ich werde keine Verräterin an meiner Heimat! Ich lasse den Vater allein, wenn ich ihn nicht überreden kann, seine teuflische Absicht aufzugeben!

Inzwischen waren sie vor dem Zelt des Heerführers Peta angelangt, des Lieblings von Baty. Äußerlich unterschied es sich von den anderen nur durch eine Stange mit drei herabwallenden Rossschweiften. Das Innere des Zeltes war mit asiatischem Prunk reich ausgestattet. Der Bojar und Mirolawa trafen die mongolischen Heerführer vor dem Zelt am Lagerfeuer, über dem zwei Hammel gebraten wurden. Beim Anblick der Gäste sprangen sämtliche Heerführer auf und griffen nach ihren Waffen, ohne zur Begrüßung vorzutreten. Der Bojar, der ihre Sitten und Gebräuche kannte, gab Mirolawa durch eine Kopfbewegung zu verstehen, dass sie etwas im Hintergrund bleiben sollte. Dann nahm er den Helm vom Kopf und die Armbrust von der Schulter, trat vor und verbeugte sich vor den Mongolen. Schweigend, mit niedergeschlagenen Augen, blieb er drei Schritte vor dem Heerführer Peta stehen.

»Von welchem Herrscher bringst du uns Nachricht?« fragte dieser.

»Ich kenne keinen Herrscher außer dem großen Dschingis-Khan, dem Herrscher der Welt!« erwiderte der Bojar. So lautete die Formel der Unterwerfung. Peta streckte ihm hoheitsvoll, aber voller Freude die Hand entgegen.

»Du kommst zur rechten Zeit«, sagte er, »wir haben unseren Verbündeten schon erwartet.«

»Ich kenne meine Pflicht«, antwortete Tugar Wolk. »Aber ich habe eure Sitten verletzt: Ich habe meine Tochter in euer Lager mitgebracht.«

»Deine Tochter?« fragte Peta erstaunt. »Weißt du nicht, dass nach unseren Gesetzen Frauen nicht am Kriegsrat teilnehmen dürfen?«

»Das weiß ich wohl. Aber was sollte ich machen? Ich habe kein Haus, keine Familie und keine Frau! Außer mir und dem großen Dschingis-Khan hat sie keinen Beschützer! Mein Fürst war froh, als ich seine Stadt verließ, und meine Sklaven haben gegen mich gemeutert.« »Trotzdem kann sie nicht hier bleiben.«

»Ich bitte die Enkel des großen Dschingis-Khan, zu gewähren, dass sie heute Nacht und morgen im Lager bleiben darf, bis ich eine Zuflucht für sie gefunden habe.«

»Nun gut, wir wollen es unseren Freunden gegenüber nicht an Gastfreundschaft fehlen lassen«, erwiderte Peta und wandte sich an Mirolawa.

»Komm näher, Mädchen!« sagte er, gebrochen Russisch sprechend.

Mirolawa überlief ein Schauer, als der furchterregende mongolische Heerführer sie ansprach. Voller Hass und Verachtung blickte sie auf diesen Zerstörer Russlands. »Komm näher, Mirolawa!« rief ihr Vater. »Der große Heerführer der Mongolen ist uns gnädig gesinnt.« »Ich will seine Gnade nicht!« erwiderte Mirolawa. »Tritt näher, ich befehle es!« rief Tugar Wolk jetzt in drohendem Ton.

Mirolawa trat widerstrebend ein paar Schritte vor. Peta betrachtete sie mit seinen kleinen, funkelnden Augen.

»Ein hübsches Mädchen! Schade, dass sie nicht bleiben darf. Sieh auf deinen Vater, Mädchen. Sei treu dem großen Dschingis-Khan, er wird dir seine Gunst schenken! Hier, nimm diesen Ring des Fürsten Mstislaw. Als Zeichen für Sicherheit. Zeigst du ihn mongolischen Kriegern, wird jeder dich durchlassen, niemand wird dir ein Leid antun! Jetzt ins Zelt!«

Mit diesen Worten zog Peta einen großen goldenen Ring, den er in der Schlacht an der Kalka dem Fürsten Mstislaw abgenommen hatte, vom Finger. In den großen goldgrünen Beryll waren kleine Figuren geschnitzt. Mirolawa zögerte, das Geschenk des Feindes anzunehmen. Vielleicht sollte es die Bezahlung für den Verrat ihres Vaters sein?

»Nimm das Geschenk des Enkels des großen Dschingis-Khan, mein Kind«, sagte der Bojar. »Es ist ein Zeichen seiner hohen Gunst und bietet dir die Möglichkeit, dich frei im Lager zu bewegen. Denn wir müssen uns trennen, meine Tochter. Das Kriegsgesetz der Mongolen verbietet Frauen den Aufenthalt im Heerlager. Darum wird dieser Ring dir von großem Nutzen sein.«

Mirolawa schwankte noch immer. Plötzlich aber schoss ihr ein Gedanke durch den Kopf. Sie griff nach dem Ring und sagte mit abgewandtem Gesicht und zitternder Stimme:

»Danke!«

Peta befahl, sie in das Zelt zu führen, das für ihren Vater in Eile hergerichtet worden war. Tugar Wolk blieb mit den Begadyren zusammen, um an ihrem Kriegsrat teilzunehmen.

Als erster nahm Peta das Wort. Er war etwa vierzig Jahre alt, klein und beweglich, mit listig blinzelnden kleinen Mäusaugen.

»Nimm Platz, Gast!« sagte er zu dem Bojaren. »Wenn wir dir erklären, dass wir auf dich gewartet haben, so betrachte das als das höchste Lob für deine Treue gegenüber dem großen Dschingis-Khan. Aber du bist ein wenig spät gekommen. Unser Heer wartet schon drei Tage. Der große Dschingis-Khan aber hat uns befohlen, uns auf unserem Weg nach Westen in das Land seiner Sklaven, der Arpaden ³, nirgends länger als drei Tage ohne zwingenden Grund aufzuhalten. Unser Bruder, Begadyr Kaidan, der durch das Land der Walachen gezogen ist, wird früher bei den Arpaden eintreffen und ihre Hauptstadt einnehmen. Wie viel Ruhm bleibt dann für uns?«

Darauf erwiderte der Bojar:

»Ich habe deine Worte verstanden, großer Begadyr. Höre meine Antwort. Der getreue Diener des großen Dschingis-Khan konnte nicht früher in euer Lager kommen. Erst gestern erfuhr er von eurem Feldzug. Daraufhin ist er sofort erschienen. Sorge dich nicht wegen dieser Verzögerung. Unsere Straßen sind nicht breit, aber sicher. Das Tor ins Reich der Arpaden öffnet sich weit, sobald du nur anklopfen wirst.«

»Was für Straßen sind das, und in wessen Händen befinden sie sich?« fragte Peta kurz.

»Die eine ist die Dukla-Straße, die am San entlang bergauf und dann über einen mittelhohen Gebirgspass führt. Es ist eine breite, bequeme Straße. Russische und ungarische Krieger sind schon oft auf ihr entlang gezogen.«

»Liegt sie weit von hier entfernt?«

»Von hier bis Peremyschl sind es zwei Tagesmärsche und, von Peremyschl bis zu den Bergen noch zwei.« »Wer bewacht sie?«

»Die Bojaren unseres Fürsten. Sie haben Sperren errichtet. Doch sie gehorchen dem Fürsten Daniel Romanowitsch nur widerwillig. Ein kleines Geschenk wird sie dem großen Dschingis-Khan geneigt machen... «

»Aber warum ist bis jetzt noch keiner von ihnen in unserem Lager erschienen?« fragte Peta.

»Das dürfen sie nicht, großer Begadyr. Das Volk, das ihnen die bewaffneten Leute zur Bewachung der Sperren stellen muss, fügt sich ihrer Macht nur schwer. Der Geist der Aufsässigkeit und der Meuterei herrscht unter der Bevölkerung. Ihr Herz sehnt sich nach der alten Ordnung, als es noch keine Fürsten oder eine andere Macht gab, als jede Gemeinde für sich lebte, ihre eigene Obrigkeit wählte oder absetzte. In diesen Bergen lebt ein Greis, den sie ‚den Sprecher‘ nennen. Mit seinen Reden entfacht er die Flamme der Aufsässigkeit. Das Volk betrachtet den Bojaren wie Hirten den Wolf, und wenn es gewahr würde, dass der Bojar offen auf die Seite des Dschingis-Khan übertritt, würde es ihn steinigen. Wenn die Bojaren hingegen beim Herannahen eurer Truppen auf eure Seite übergehen und euch selbstverständlich die Sperren öffnen, wird das Volk auseinanderstieben wie Spreu im Winde.«

Peta hatte aufmerksam zugehört. Ein spöttisches, verächtliches Lächeln umspielte seine dünnen Lippen. »Merkwürdig ist das bei euch!« sagte er. »Der Fürst rebelliert gegen seine Diener, die Diener erheben sich gegen den Fürsten, der Fürst und seine Diener gegen das Volk und das Volk gegen jede Macht überhaupt! Merkwürdige Zustände! Als bei uns jemand wagte, gegen den großen Dschingis-Khan zu meutern, befahl er die Aufsässigen zu sich in den Aul ⁴, ließ den Aul von seinen treuen Söhnen umzingeln, achtzig große Kessel mit Wasser füllen und auf glühende Kohlen stellen. Ohne zu untersuchen, wer schuldig und wer unschuldig ist, wurden je zwei der Aufrührer in einen Kessel kochenden Wassers geworfen

und so lange gekocht, bis das Fleisch von den Knochen fiel. Dann wurden die Skelette auf Pferderücken gesetzt und zu ihren früheren Untertanen geführt, damit sie am Beispiel ihrer Häuptlinge Gehorsam und Unterwürfigkeit gegen den großen Dschingis-Khan lernen. So sollte man auch euch belehren! Und wir werden es tun! Dankt Gott, dass er uns in dieses Land geführt hat, sonst würdet ihr euch wahrscheinlich wie hungrige Wölfe gegenseitig auffressen!«

Das Blut stockte dem Bojaren in den Adern bei der Erzählung des Mongolen, doch er entgegnete kein Wort.

»Und welches ist die zweite Straße?« fragte Peta dann. »Der Tuchla-Pass«, erwiderte der Bojar. »Es ist zwar keine so gerade Straße, aber dafür ist sie kürzer und ebenso sicher. Dort gibt es keine Sperren und keine Bojaren. Sie wird nur von Bauern bewacht.«

»Vor ihnen fürchten wir uns nicht«, sagte Peta verächtlich.

»Das braucht ihr auch nicht«, stimmte der Bojar ihm zu. »Sie sind unbewaffnet und im Kriegführen unerfahren. Auf dieser Straße könnte ich euch selbst führen.« »Aber vielleicht sind beide Straßen von der Arpadenseite abgeriegelt?«

»Der Tuchla-Pass ist offen. Der Dukla-Pass ist zwar abgeriegelt, aber er ist nicht uneinnehmbar.«

»Ist der Weg über die Tuchla-Straße bis zum Land der Arpaden weit?«

»Bewaffnete Krieger erreichen Tuchla in einem Tag. Dort müssen sie übernachten. Wenn sie im Morgengrauen wieder aufbrechen, sind sie bereits gegen Abend in der Ebene.«

»Und über den Dukla-Pass?«

»Da sie die Sperren beseitigen müssen, erreichen sie ihr Ziel erst nach drei Tagen.«

»Also, dann führ uns über den Tuchla-Pass!« sagte Peta.

»Erlaube mir ein Wort, großer Begadyr«, sagte einer der mongolischen Heerführer, ein Mann von gewaltigem Wuchs und mit dunkelolivfarbener Haut. Er war in das Fell eines Steppentigers gehüllt und gehörte seinem Aussehen nach einem turkmenischen Volksstamm an. Es war der gefürchtete, verwegene und blutdürstige Begadyr Burunda, der ebensolchen Ruhm wie Kaidan genoss. Die Truppen, die er befehligte, hinterließen auf ihrem Weg die schrecklichsten Zerstörungen, die größte Anzahl Tote und das weiteste Flammenmeer. Vor Burundas Zelt hingen jeden Abend zweimal soviel abgeschlagene Köpfe wie vor dem jedes anderen Kriegers. Peta aber beneidete ihn nicht um seinen Mut, denn er war ihm überlegen in der Kunst, große Massen zu befehligen und Schlachten und Feldzüge zu leiten. Er setzte Burunda dort ein, wo der Kampf am heftigsten tobte, oder er befahl ihm, bis zum entscheidenden Augenblick im Hintergrund zu bleiben und dann mit seiner Abteilung »blutiger Turkmenen« den Sieg zu vollenden.

»Sprich, Burunda!« sagte Peta.

»Lass mich mit zehntausend Mann über den Tuchla-Pass ziehen, und geh du über den Dukla-Pass. Ich werde von der Seite der Arpaden gegen die Wachen am Dukla-Pass vorrücken, sie vernichten und dir so den Weg frei machen.«

Peta sah Burunda erstaunt an, als hörte er zum ersten Mal etwas so Vernünftiges aus dem Munde dieses Kriegers. Tatsächlich war dieser kühne Plan Burundas sehr klug, und Burunda war als einziger wagemutig genug, um ihn verwirklichen zu können.

»Gut«, sagte Peta, »es sei, wie du vorschlägst! Wähle dir deine Männer aus und mach dich schon morgen auf den Weg.«

»Erlaub auch mir noch ein Wort, großer Begadyr«, mischte sich Tugar Wolk ein.

»Sprich!« forderte Peta ihn auf.

»Wenn ihr beschließt, einen Teil eurer Truppen über den Tuchla-Pass zu schicken – ich würde euch seiner Enge wegen auch nicht raten, das gesamte Heer über diese Straße zu führen –, so erlaubt mir, mit einer kleinen Truppe voranzugehen und den Eingang zu diesem Pass zu besetzen, bevor die Tuchlaer von eurer Ankunft erfahren und Sperren errichten.«

»Einverstanden, geh!« sagte Peta. »Wann willst du aufbrechen?«

»Unverzüglich, damit ich bereits morgen Mittag meine Aufgabe erfüllen kann.«

»Gut, beenden wir hiermit unsere Beratung. Die Götter mögen unseren Waffen beistehen!« sagte Peta und erhob sich von seinem Platz. Auch die übrigen Heerführer standen auf.

Tugar Wolk bat Peta, ihm eine Abteilung furchtloser Krieger bereitzustellen. Inzwischen ging er in sein Zelt, um sich zu stärken und Abschied von seiner Tochter zu nehmen.

In dem dunklen Zelt, auf einem Lager, das mit weichen Federn bedeckt war, saß Mirosława und weinte bitterlich. Nach den schrecklichen, unerwarteten Ereignissen dieses Abends hatte sie erst jetzt Zeit gefunden, ihre Gedanken zu sammeln und sich über die furchtbare Lage klar zu werden, in die ihr Vater sie gebracht hatte.

Ihr Vater war ein Verräter, ein Diener der Mongolen. Sie selbst befand sich im Lager des Feindes, halb als Gast, halb als wehrlose Gefangene, und sie fühlte sich verwaist.

Auch ihr letzter Halt, ihr unerschütterlicher Glaube an ihren prophetischen Traum, an den mütterlichen Segen und an ein glückliches Leben mit Maxim, geriet jetzt ins Wanken. Ihr Herz blutete. Wie sollte sie Maxim gegenüberreten? Wie sollte sie ihm ihren freiwilligen oder unfreiwilligen Aufenthalt im Mongolenlager erklären? Diese Fragen nagten wie Ratten an ihrem Herzen. Sie ließ ihren Tränen freien Lauf und weinte, als gelte es, für immer aus dem Leben zu scheiden.

Mit leisen, vorsichtigen Schritten näherte sich der Bojar und legte seine Hand auf ihre Schulter.

»Mirosława«, sagte er, »weine nicht! Mit Gottes Hilfe wird noch alles gut.«

Mirosława saß unbeweglich und teilnahmslos da, als hätte sie seine Worte nicht gehört.

»Vergiss diesen Bauern! Eine herrliche Zukunft erwartet dich, während er... Nun ja, morgen Mittag wird ihn mein Schwert durchbohren.«

»Was willst du tun?« schrie Mirosława mit gellender Stimme auf.

Der Bojar erschrak und wich vor seiner Tochter zurück, die von dem Lager aufgesprungen war.

»Wer wird von deinem Schwert durchbohrt?« fragte sie. »Maxim? Du willst Tuchla überfallen?«

»Aber nein doch, nein!« sagte der Bojar heuchlerisch. »Wer hat das gesagt?«

»Du selbst hast es gesagt!« Mirosława trat dicht vor ihn. »Vater, sag mir die Wahrheit! Was hast du vor? Hab keine Angst um mich! Ich habe erkannt, dass ich nicht Maxims Frau werden kann. Deinetwegen nicht! Oh, wie klug, wie schlau du bist! Du hast erreicht, was du wolltest! Ich kann Maxim nicht angehören, nicht, weil ich höherer Geburt bin als er – o nein! Ich bin niedrigerer Herkunft als er, ich fühle mich unendlich weit unter ihm stehend, denn er ist ein reiner, ehrlicher Mensch, und ich bin die Tochter eines Verräters, vielleicht sogar selbst eine Verräterin! Ja, Vater! Du bist sehr schlau, so schlau, dass du dich selbst überlistet hast! Du sagst, du wolltest mein Glück, und dabei hast du selbst mein Glück zerschlagen. Sei's drum, was liegt an mir! Sag mir, was willst du tun?«

»Nichts, gar nichts! Er ist jetzt vielleicht schon weit weg in den Bergen!«

»Nein, nein, nein, ich glaube dir nicht! Sag, was du mit den Mongolen vereinbart hast!«

»Wir haben darüber gesprochen, auf welchem Weg sie gegen Ungarn vorrücken sollen.«

»Und du willst ihnen den Tuchla-Pass verraten, um dich an den Tuchlaern zu rächen!«

»Dummes Mädchen, wozu sollte ich mich an ihnen rächen? Sie sind zu gering für meine Rache. Ich will die Mongolen nach Ungarn führen, denn je schneller sie aus unserem Land verschwinden, umso weniger können sie hier zerstören.«

»Ah, natürlich, natürlich!« rief Mirosława. »Und wenn sie zurückkommen, vernichten sie das, was sie jetzt übriglassen. Du willst sie also nach Tuchla führen?« »Nein, nicht nach Tuchla. Ich werde nur mit einer kleinen Abteilung den Zugang nach Tuchla absperren.« »Wer das Tor hat, ist der Herr des ganzen Hauses! Ich verstehe! Du hast in den Bergen zu mir gesagt, dass Maxim zusammen mit den jungen Burschen von Tuchla morgen unser Haus vernichten wird. Nun willst du mit den Mongolen über ihn herfallen und ihn töten...« Der Bojar starrte sie fassungslos an. Er begann zu fürchten, dass seine Tochter eine Hexe wäre, da sie seine Pläne so schnell durchschaut hatte.

»Vergiss diesen Menschen, meine Tochter!« rief er. »Was ihm bestimmt ist, wird ihm zuteil werden.«

»Nein, Vater, damit gebe ich mich nicht zufrieden! Ich reite nach Tuchla und warne ihn. Und sollte er in die Falle geraten, die du ihm gestellt hast, so werde ich neben ihm stehen und mich bis zu meinem letzten Atemzug mit ihm zusammen gegen dich verteidigen, Vater,

gegen dich und deine widerwärtigen Bundesgenossen!« »Mädchen, du bist von Sinnen!« schrie der Bojar. »Nimm dich in Acht, treib es nicht zu weit!«

»Was kümmert mich dein Zorn!« erwiderte Miroslawa kalt. »Was kannst du mir noch Böses antun, nach allem, was du bereits getan hast? Wenn du mich totsschlägst, so wird das nur eine Wohltat für mich sein. Lass mich gehen!«

»Nein, du bleibst hier, Wahnsinnige!«

»Hier bleiben, bis du in aller Ruhe den Menschen getötet hast, der mir teurer ist als mein eigenes Leben? Nein, ich bleibe nicht hier!«

»Bleib! Ich schwöre dir bei Gott, dass ich nicht die Hand gegen ihn erheben werde!«

»Ich weiß, was dieser Schwur bedeutet!« rief Miroslawa. »Natürlich, du bist ein Bojar, wie würdest du die Hand gegen einen Niedriggeborenen erheben? Aber deinen Freunden, diesen wüsten Gesellen, wirst du befehlen, dass sie ihm ihre vergifteten Pfeile in die Brust schießen!«

»Nein! Wenn du so um sein Schicksal zitterst, dann schwöre ich dir noch einmal, dass weder ich noch irgendjemand von meinen Leuten ihn auch nur mit einem Finger anrühren wird, auch wenn er uns angreift! Genügt dir das?«

Miroslawa stand vor ihm und vermochte vor heftiger Erregung kein Wort mehr über ihre Lippen zu bringen. Würde der Vater den Schwur halten? Ach, wie gern hätte sie sich in einen Vogel verwandelt, wäre zu Maxim geflogen und hätte ihn gewarnt! Aber das war unmöglich. Ihr Vater griff nach den Waffen und sagte, während er das Zelt verließ:

»Ich rate dir noch einmal und beschwöre dich: bleib im Lager, bis ich zurückkomme, dann kannst du machen, was du willst. Bis dahin leb wohl!«

Er ging.

Verzweifelt die Hände ringend, stand Miroslawa in der Mitte des Zeltes. Sie beugte sich vor und horchte mit offenem Mund auf das Klappern der Hufe, das immer dumpfer wurde, je weiter sich die Mongolentruppe die ihr Vater gegen Tuchla führte, nach Süden entfernte.

¹ Baty - tatarischer Khan, ein Enkel des Dschingis Khan, der Begründer der so genannten »Goldenen Horde«. Er führte den Einfall der Mongolen in Russland in den Jahren 1237–1240 an.

² Dschingis Khan - der Begründer des Staates der Mongolen.

³ Arpaden – so wurden die Ungarn genannt, nach dem ersten Madjaren-Herzog Arpad, dem Begründer der Arpaden-Dynastie (997-1331).

⁴ Aul – allgemeine Bezeichnung für eine Dorfsiedlung. Hier ist es die Bezeichnung für das vom Heerführer bewohnte Zeltlager.

Kapitel 5

Mit sorgenvollen Gedanken schritt Maxim Berkut inmitten eines kleinen Trupps junger Burschen dahin, die das Urteil der Gemeinde vollstrecken sollten. Das Herz drohte ihm zu zerreißen, wenn er daran dachte, Miroslawa und ihrem Vater als Feind gegenüberzutreten, mit den Bogenschützen des Bojaren oder gar mit dem Bojaren selbst kämpfen und vor ihren Augen Blut vergießen zu müssen. Aber Maxim, dem der Wille der Gemeinde heilig war, hatte trotz seiner widerstreitenden Gefühle nicht gewagt, den ehrenvollen Auftrag, den Feind der Tuchlaer, den Bojaren, vom Grund und Boden der Gemeinde zu verjagen, zurückzuweisen. Er war fest entschlossen, seinen Auftrag auszuführen und wenn möglich Blutvergießen zu verhindern. Doch wer bürgte ihm dafür, dass der Bojar, der seine Gefühle zu Miroslawa kannte, nicht selbst den Kampf auf Leben und Tod herausfordern würde?

Nein, dachte Maxim, wenn er mein Blut will, werde ich mich nicht verteidigen, sondern ihm freiwillig die Brust hinhalten - mag er sie durchbohren! Das Leben will er mir nicht geben, also gebe er mir den Tod! Leb wohl, mein Tuchla! Leb wohl, Vater, du stolzer Falke! Lebt wohl, meine Brüder und Freunde! Ihr werdet Maxim nicht wieder sehen, und wenn ihr von meinem Tod hört, werdet ihr stolz sagen: er ist für das Wohl der Gemeinde gefallen! Doch ihr sollt nie erfahren, dass ich den Tod gewünscht und gesucht habe!

Das waren Maxims Gedanken, als er sich dem Hof des Bojaren auf dem Hügel am Opor näherte. Das Haus war aus dicken vierkantigen Tannenstämmen, deren Enden an den Ecken überstanden, gebaut. Es war mit dicken Schindeln gedeckt, die eine rote, wasserundurchlässige Lehmschicht schützte. Die Fenster gingen nach Süden; große Ochsenblasen ersetzten die Scheiben und ließen ein schwaches gelbliches Licht durch. Die Türen vorn und hinten führten in eine weite Vorhalle, an deren Wänden Waffen, Geweihe und Felle von Wildschweinen, Wölfen und Bären hingen. Zu jeder Seite der Vorhalle befand sich ein weites hohes Gemach mit schornsteinlosem Lehmofen und schön geschnitzten Holzregalen, auf denen verschiedenes Geschirr stand. Einen Raum bewohnte der Bojar, den zweiten seine Tochter. Daran schlossen sich die Küche und die Gesindestube. Die Wände im Wohnraum des Bojaren waren mit Bärenfellen behängt, über dem Bett hingen ein wertvoller Teppich, den der Bojar auf einem Feldzug erbeutet hatte, seine Armbrüste, einige blanke Schwerter und andere Waffen.

Die Wände und der Fußboden in Miroslawas Raum waren mit weichen Fellen bedeckt. Er war mit Blumen geschmückt, und an der Wand gegenüber den Fenstern hing ein kostbarer Metallspiegel neben einem silberverzierten hölzernen Torban ¹, dem liebsten Vertrauten der Träume und Gedanken des jungen Mädchens. Etwas entfernt von dem Haus befanden sich die Ställe und übrigen Wirtschaftsgebäude sowie eine kleine Hütte für die Viehknechte. Das geräumige Bojarenhaus war heute leer und verlassen. Auch die Dienerschaft hatte der Bojar fortgeschickt und das Vieh in die Herde eines benachbarten Bewohners von Kortschin treiben lassen. Nur die Bogenschützen und die Axtträger waren zurückgeblieben, aber sie lärmten und scherzten nicht und sangen keine Lieder. In finsterem Schweigen griffen sie nach Bogen und Pfeilen, Äxten und Speeren und taten das alles, als bereiteten sie sich auf den Tod vor.

Plötzlich gab einer von ihnen, der wie ein Wachposten auf der Zufahrtstraße stand, ein Hornsignal. Sämtliche Männer hoben die Speere oder zogen die Bogensehnen straff wie vor einem Kampf und stellten sich in einer Reihe vor dem Haus des Bojaren auf. Sie hatten die jungen Tuchlaer entdeckt, die sich dem Hof näherten und sich beim Anblick der bewaffneten Männer ebenfalls zum Kampf vorbereiteten. Maxim musterte die Männer besorgt, ob der Bojar unter ihnen war. Nein, er war nicht dabei. Maxim atmete erleichtert auf, als wäre er von einer großen Last befreit. Schnell stellte er seine Abteilung in Kampfordnung auf. Schweigend, die Armbrüste schussbereit, mit blitzenden Äxten und Speeren näherten sich die Tuchlaer den Mannen des Bojaren. Als sie auf etwa fünfzig Schritt herangekommen waren, blieben sie stehen.

»Bojar Tugar Wolk!« rief Maxim.

»Der Bojar Tugar Wolk ist nicht hier!« antworteten sie. »Dann hört, was ich im Namen der Gemeinde Tuchla zu sagen habe! Einem Gerichtsurteil der Gemeinde zufolge müsst ihr unser Land verlassen. Wir fragen euch, wollt ihr freiwillig gehen?«

Die Wachen schwiegen.

»Wir fragen noch einmal!« rief Maxim.

Die Wachen schwiegen und hielten die Bogen unverändert schussbereit.

»Wir fragen zum dritten Mal!« rief Maxim mit lauter Stimme.

Die Wachen blieben stumm wie zuvor und verharrten unbeweglich in ihrer kriegerischen Haltung. Maxim verstand nicht, was das bedeuten sollte, zögerte jedoch nicht länger und erteilte seinen Leuten Befehl, ihre Pfeile abzuschießen. Sie flogen über die Köpfe der Wachen hinweg und bohrten sich in die Wand. Als hätten die Wachen nur auf dieses Zeichen gewartet, warfen sie ihre Waffen weg und gingen den Tuchlaern mit ausgestreckten Armen entgegen.

»Freunde, Brüder!« sagten sie. »Verzeiht, dass wir schwiegen. Wir haben dem Bojaren unser Wort gegeben, euch als Feinde zu empfangen, aber wir haben ihm nicht versprochen, euer Blut zu vergießen. Wir waren bei dem Gemeindegerecht anwesend. Der Bojar hat der Gemeinde schweres Unrecht zugefügt. Der Urteilspruch ist gerecht. Tut, was euch befohlen ist, und wenn eure Väter uns gnädig sind, werden wir sie bitten, uns als Gemeindemitglieder aufzunehmen. Wir wollen dem Bojaren nicht länger dienen!«

Die Freude der Tuchlaer war grenzenlos. Alle warfen sofort ihre Waffen auf einen Haufen, umarmten und küssten unter fröhlichen Zurufen ihre neuen Freunde, mit denen sie noch vor einer Minute einen Kampf auf Leben und Tod führen wollten. Maxim freute sich am meisten, seine Befürchtung hatte sich nicht erfüllt, er musste nicht vor Miroslawas Augen gegen ihren Vater kämpfen, und er musste das Mädchen, von dem er sich am liebsten niemals im Leben mehr getrennt hätte, nicht vertreiben. Die Freude darüber betäubte für einen Augenblick alle seine Zweifel. In Begleitung der Mannen des Bojaren betraten die Tuchlaer das Haus, betrachteten alles neugierig, rührten aber nichts an. Bangen Herzens näherte sich Maxim dem Gemach Miroslawas. Er erwartete, sie dort weinend oder vor Zorn bebend zu finden. Mit lieben Worten wollte er sie beruhigen und trösten. Miroslawa aber war nicht im Raum. Wo mag sie sein? dachte Maxim beunruhigt und fragte die Männer, die geschäftig hin und her liefen, um vor Freude ein Mahl für ihre Gäste zu bereiten. Der Bojar wäre gestern Morgen mit seiner Tochter fortgeritten, antworteten sie.

Wohin? Zu welchem Zweck? Wann er wiederkommen würde? Alles das wussten die Leute nicht. Er hätte ihnen befohlen, die Tuchlaer als Feinde zu empfangen, aber – sei es, weil er ihre Unlust bemerkt, oder vielleicht, weil er einen neuen Entschluss gefasst hatte –, jedenfalls hätte er seine Rede unterbrochen und wäre weggeritten. Das war alles, was Maxims neue Freunde sagen konnten. Natürlich trübten diese Nachrichten seine Freude. Er wurde sogar misstrauisch. Was bedeutete das alles? Verbarg sich ein Verrat dahinter? Wollte der Bojar sie in eine Falle locken? Maxim äußerte jedoch seinen Verdacht nicht laut, sondern flüsterte nur einigen seiner Kameraden zu, dass sie auf der Hut sein sollten. Er selbst untersuchte das Haus sorgfältig von oben bis unten und ließ kein Versteck, kein noch so kleines Kämmerlein aus. Doch nirgends entdeckte er etwas Verdächtiges.

»Ein schöner Bau!« sagte er zu den Männern, die damit beschäftigt waren, die Tische zu decken. »Aber wir müssen ihn zerstören. Wir werden ihn nicht vernichten oder verbrennen. Wir werden das Haus auseinander nehmen, das Holz aufschichten, die Möbel, Geräte, all sein Eigentum aufbewahren, damit der Bojar alles abholen kann, sobald er will.«

Inzwischen waren große Eichentische in die Vorhalle getragen und mit weißen Tüchern bedeckt worden. Die verschiedensten Speisen und Getränke wurden aufgetragen. Unter fröhlichen Zurufen und Gesang begann das Gastmahl. Der Met schäumte in den gedrechselten Holzbechern, das am Spieß gebratene Fleisch dampfte auf den Holztellern, aufrichtige Freundschaftsbeteuerungen schallten laut von einem Ende des Tisches zum anderen, und doch bebten die Herzen in heimlicher Unruhe, je länger die jungen Leute zusammensaßen. Eine unerklärliche, aber allen spürbare Spannung bemächtigte sich aller. Oder waren es die Wände des Bojarenhauses, die auf die Gemüter der freien Gemeindemitglieder drückten?

Da hob einer den Becher mit schäumendem Met und begann eine Rede:

»Brüder! Dies ist ein Freudentag für uns, und kein Unheil möge...«

Mitten im Satz brach er ab, erbleichte und begann am ganzen Körper zu zittern. Alle sprangen von ihren Plätzen auf, warfen in der Aufregung einen Tisch um und schrieen: »Was ist los? Was ist los?«

Von der Straße her erklang dumpfes Pferdegetrappel. Das mochte ohne Bedeutung sein, aber im Haus des Bojaren verursachte es eine große Aufregung. Der eine lief hierhin, der andere dorthin, einer suchte dieses, der andere jenes, alle drängten sich zusammen, zertraten Speisen und Geschirr, stiegen über die umgestürzten Eichentische. Maxim befreite sich als erster aus diesem Wirrwarr, eilte hinaus und erkannte sofort die drohende Gefahr.

»Zu den Waffen, Brüder, zu den Waffen! Die Mongolen! Die Mongolen!«

Dieser Ruf wirkte wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Wie versteinert erstarrte jeder in seiner Bewegung, aber nur für einen Augenblick. Das Pferdegetrappel kam näher und näher, und jeder wurde sich der unausweichlichen Gefahr, zugleich aber auch seiner Jugend, Kraft und Tapferkeit bewusst. Hatte nicht jeder von ihnen in Kindheits- oder Jugendträumen mehr als einmal auf blutigem Schlachtfeld dem Feind gegenübergestanden und den sehnlichen Wunsch gehabt, dass dieser Traum Wirklichkeit werden und es ihm vergönnt sein möge, sein Leben für die Verteidigung seines Vaterlandes einzusetzen? Sollten sie sich fürchten, da dieser Augenblick nun gekommen war? Nur eine Sekunde lang währte die Erstarrung, die vor allem das Schreckenswort »Mongolen« hervorgerufen hatte – dann hielt jeder die Waffe in Händen und stand in Reih und Glied neben den anderen, bereit zu blutigem Kampf.

»Brüder, das wichtigste ist, dass wir uns den Rücken frei halten. Solange es dem Feind nicht gelingt, uns von diesem Haus zu treiben und uns auf freiem Feld zu umzingeln, solange haben wir nichts zu befürchten! Dieses Haus soll unsere Festung sein!«

Maxim stellte die Bogenschützen an den Fenstern und Türen auf, zu zweit oder zu dritt, je nachdem, welche Bedeutung er dem Platz beimaß. Einige blieben im Innern des Hauses, um den Schützen Pfeile und Jagdspieße zuzureichen. Die Mehrheit aber versperrte den Eingang und sollte notfalls die Reihen der Angreifer durchbrechen und sie von dem Haus wegtreiben. Inzwischen hatten die Mongolen auf dem sandigen Ufer des Opor haltgemacht, waren von den Pferden gestiegen und rückten in drei Abteilungen gegen den Hügel vor. Offenbar führte sie jemand, der alle Stege und Pfade genau kannte, denn sie rückten außergewöhnlich schnell und ohne jedes Zögern oder ratloses Schwanken vor. Es war klar, dass die Mongolen die Absicht hatten, das Haus zu umzingeln und dann gleichzeitig von allen Seiten anzugreifen.

Die jungen Burschen wollten ihren Augen nicht trauen. Wer schritt so selbstsicher an der Spitze der mittleren und stärksten Abteilung der Mongolen? Das war niemand anders als der Besitzer dieses Hauses selbst – der stolze Bojar Tugar Wolk!

»Unser Bojar! Unser Bojar!« rief einer der ehemaligen Mannen des Bojaren, die Maxim zwischen den Tuchlaern aufgeteilt hatte, da er von ihrer Aufrichtigkeit noch immer nicht ganz überzeugt war.

»Ja, euer Bojar, ein Mongolenknecht und Vaterlandsverräter! Wollt ihr ihm etwa jetzt auch noch die Treue halten?«

»Nein, nein!« riefen die Männer wie aus einem Munde. »Tod dem Verräter! Wir werden die Feinde zerschmettern oder für unsere Heimat sterben!«

Erfreut über diese Worte, sagte Maxim:

»Verzeiht mir, Freunde! Ich habe einen Augenblick an eurer Aufrichtigkeit gezweifelt und geglaubt, ihr wäret mit eurem Bojaren im Bunde. Ich habe euch Unrecht getan. Lasst uns gemeinsam diese Wände so verteidigen, dass die Feinde uns nicht umzingeln können. Versuchen wir, ihnen soviel Verluste zuzufügen wie möglich! Ich habe gehört, dass die Mongolen es nicht verstehen, eine richtige Belagerung, noch dazu mit so geringen Kräften, durchzuführen. Vielleicht gelingt es uns, ihren Angriff zurückzuschlagen!«

Armer Maxim! Er bemühte sich, in den anderen die Hoffnung zu wecken, die ihm selbst zu schwinden begonnen hatte, als er die Mongolen erblickte, und die er verlor, als er der Übermacht des Feindes gewahr wurde.

Aber den anderen, die sich von seiner Geistesgegenwart und Umsicht angesichts höchster Gefahr schon oft überzeugt hatten, bedeuteten seine Worte viel. Jeder befolgte seine Anordnungen, bereit, seinen Platz bis zum äußersten zu verteidigen, und jeder wusste, dass der Platz neben ihm ebenso verteidigt würde.

Die Mongolen zogen einen weiten dreifachen Ring um das Haus des Bojaren, legten bereits ihre Pfeile in die Bogen, zielten auf die tapferen belagerten Männer und warteten auf das Zeichen zum Angriff. Der Bojar trat aus der Reihe vor die Hauptgruppe der Belagerten und sagte: »Treulose Sklaven! Elendes Gesindel! Ist eure Frechheit so grenzenlos wie eure Dummheit? Wollt ihr gegen das Heer des großen Dschingis-Khan, des unbestrittenen Herrschers von ganz Russland, die Waffe erheben? Ergebt euch kampfflos, und er wird euch Gnade erweisen. Wer sich jedoch seiner Macht widersetzt, wird erbarmungslos zermalmt wie ein Wurm unter den Rädern eines Fuhrwerks!«

Auf diese Rede erwiderte Maxim laut und mutig: »Bojar! Sehr zur Unzeit nennst du uns, die Söhne einer freien Gemeinde, Sklaven! Sieh dich selbst an! Passt dieses Wort nicht besser auf dich als auf uns? Bis gestern warst du ein Sklave des Fürsten, und heute bist du ein Sklave deines Dschingis-Khan und hast wahrscheinlich die Milch vom Pferderücken irgendeines Begadys ² geleckt. Wenn sie dir geschmeckt hat, so heißt das noch lange nicht, dass auch wir darauf Appetit hätten. Wir fürchten uns nicht vor der Macht des Dschingis-Khan. Er kann uns in Leichname verwandeln, aber niemals zu Sklaven machen. Dich aber, Bojar, kann keine Macht des Dschingis-Khan zu einem freien, anständigen Menschen werden lassen!«

Hart und scharf klang die Erwiderung Maxims. Zu anderer Zeit hätte er darauf Rücksicht genommen, dass Miroslawas Vater vor ihm stand. In diesem Augenblick aber sah er nur den Feind, nein, den Verräter, einen Menschen, der seine Ehre mit Füßen getreten hatte und daher nun überhaupt keinerlei Anspruch mehr darauf besaß.

Maxims Freunde spendeten seinen Worten lebhaften Beifall. Der Bojar aber schäumte vor Wut.

»Du gemeiner Knecht!« schrie er. »Warte, ich werde dir zeigen, dass du zu früh mit deiner Freiheit geprahlt hast! Heute noch werden die Fesseln an deinen Händen und Füßen klirren! Heute noch wirst du dich vor dem Heerführer der Mongolen im Staub wälzen!«

»Eher sterbe ich!« entgegnete Maxim.

»Das wirst du nicht!« schrie der Bojar. »He!« rief er zu den Mongolen in ihrer Sprache. »Vorwärts! Nur diesem hier dürft ihr nichts tun, der muss lebendig gefangen genommen werden!«

Und er gab das Zeichen zum Beginn des Kampfes. Das Hornsignal hallte über Berge und Wälder, verstummte, und vor dem Haus des Bojaren wurde es still. Es war eine beängstigende Stille. Die Pfeile der Mongolen zischten wie Schlangen und hagelten auf den Wohnsitz des Bojaren nieder. Doch die Angreifer waren zu weit entfernt, als dass ihre Pfeile die Verteidiger treffen und ernsthaft verletzen konnten. Darum befahl Maxim seinen Leuten, vorerst nicht zu schießen und Pfeile und Waffen zu schonen, bis sie den Feind überrumpeln und ihm mit einem einzigen Schlag einen beträchtlichen Verlust zufügen könnten. Maxim selbst stellte sich mit einigen seiner besten Leute etwa zwanzig Schritt vom Hauseingang entfernt hinter einer festen Bretterwand auf. Diese Wand war mannshoch, so dass ihnen die Pfeile der Mongolen nichts anhaben konnten. Dafür aber trafen deren wenige, aber wohlgezielte Pfeile die Mongolen tödlich und hielten so ihren Angriff auf. Tugar Wolk wurde rasend vor Wut.

»Vorwärts, zum Sturm!« schrie er. Die Mongolen, die sich dicht zusammengedrängt hatten, stürzten unter seiner Führung mit lautem Geschrei auf die Bretterwand zu. Die Tuchlaer verhielten sich still. Einige Meter nur trennten die Mongolen von der Wand – im nächsten Augenblick musste sie unter dem heftigen Ansturm fallen –, da schnellte wie aus dem Erdboden geschossen eine Reihe Köpfe und mächtiger Schultern hervor, eine Wolke eiserner Pfeile stob darüber, und die verwundeten Mongolen heulten vor Schmerz auf. Die Hälfte von ihnen wurde niedergemäht, die anderen liefen zurück, ohne auf die Schreie und Flüche des Bojaren zu achten.

»Hurra, Hurra, Maxim! Hurra, Tuchla!« riefen die Verteidiger und schöpften neuen Mut.

Der Bojar, außer sich vor Wut, sammelte bereits die nächste Abteilung zum Angriff. Er unterwies die Mongolen, wie sie den Angriff führen müssten, und belehrte sie, beim ersten Schlag des Gegners nicht auseinander zu laufen, sondern über die Gefallenen hinweg weiter vorwärts zu stürmen. Inzwischen erklärte auch Maxim seinen Leuten, was sie tun sollten – und mit erhobenen Waffen erwarteten sie den nächsten Angriff.

»Vorwärts!« schrie der Bojar, und die Mongolen schossen eine ganze Wolke von Pfeilen auf den Gegner, bevor sie zum zweiten Mal gegen die Wand vorstürmten. Wieder empfingen die Belagerten sie mit treffsicheren Pfeilen, und wieder stürzte ein Teil der Angreifer mit wildem Geheul z.O Boden. Die übrigen aber wichen jetzt nicht mehr zurück, sondern liefen, Kampfrufe schreiend, weiter, bis sie die Wand erreicht hatten. Das war ein schrecklicher Augenblick. Die Bretterwand trennte Todfeinde, die einander nicht berühren konnten, obwohl sie sich ganz dicht gegenüberstanden.

Eine Minute lang herrschte Stille auf beiden Seiten, man hörte nur das rasche Atmen. Dann, wie auf ein Zeichen, schlugen die Äxte der Mongolen in das Holz. Im gleichen Augenblick aber schoben die Tuchlaer feste Stangen unter die Wand, stießen mit den Schultern dagegen und stürzten sie mit solcher Wucht über die Mongolen, dass deren vorderste Reihen zu Fall kamen und unter den Tritten der über sie hinwegstürmenden Tuchlaer zermalmt wurden. Die Tuchlaer schwenkten ihre langstieligen Äxte, spalteten die Schädel der nachdrängenden Feinde. Und wieder zerstreuten sich die Angreifer, Leichen und Verwundete auf dem Schlachtfeld zurücklassend. Und wieder begrüßten die Belagerten den Sieg mit Jubelrufen, wieder antworteten die Mongolen mit einem Hagel von Pfeilen und der Bojar mit rasenden Flüchen. Doch jetzt mussten die Tuchlaer ihre vorgeschobene Stellung aufgeben. Sie wichen ungern von dem Platz, auf dem sie den ersten Angriff der Mongolen so erfolgreich zurückgeschlagen hatten. Ohne Verluste, ohne Verwundete, in voller Ausrüstung und Ordnung, das Gesicht dem Feind zugewandt, zogen sie sich bis an die Hauswand zurück.

Während die Tuchlaer an der südlichen Seite des Hofes den Angriff der Mongolen so erfolgreich abwehrten, tobte an der Nordseite ein ebenso heftiger, aber weniger erfolgreicher Kampf. Auch hier fügten die Pfeile der Mongolen den Belagerten keinen Schaden zu. Aber hier stürmten die Feinde sogleich vor. Die Belagerten warfen sich ihnen geschlossen entgegen, mussten sich jedoch unter dem Hagel von Pfeilen zurückziehen. Drei ihrer Leute wurden verwundet, von den Mongolen ergriffen und sofort bestialisch getötet.

Um sich Klarheit über die Lage zu verschaffen, machte Maxim einen Rundgang. Er stellte fest, dass die Mongolen einen weiten Ring um das Haus gezogen hatten. Pausenlos überschütteten sie es mit Pfeilen. Maxim erkannte die Absicht der Angreifer: die Tuchlaer sollten ins Innere des Hauses gedrängt werden, wo sie im Schießen behindert waren und somit leicht besiegt werden konnten. Die Verteidiger mussten also alles daransetzen, sich außen, an den Hauswänden, zu halten. Dort aber waren sie den feindlichen Pfeilen ausgesetzt. Maxim befahl, die Türen auszubrechen, die Platten von den Tischen zu nehmen und sie als Schilde vor den Kämpfenden aufzustellen. So geschützt, schossen die Tuchlaer ihre Pfeile gegen die Mongolen, ohne selbst getroffen zu werden. Maxim ging von einer Gruppe zur anderen, erdachte immer neue Arten der Verteidigung und flößte den Freunden durch seine Haltung neuen Mut ein.

»Wir halten durch, Brüder!« sagte er. »Bald wird man in Tuchla die Schreie hören, oder irgendjemand wird sehen, was hier los ist, und man wird uns Hilfe senden!«

Eine halbe Stunde dauerte bereits die Belagerung. Die Mongolen schossen und verfluchten die »russischen Hunde«, die sich nicht ergaben, sondern sich so hartnäckig und erfolgreich verteidigten. Tugar Wolk rief die angesehensten Mongolenführer zur Beratung zusammen, um den entscheidenden Schlag vorzubereiten.

»Wir müssen zum Sturmangriff vorgehen!« sagte einer. »Nein, ein Sturmangriff ist zu schwierig. Wir wollen so lange schießen, bis keiner von ihnen mehr lebt«, schlug ein anderer vor.

»Warte ab«, sagte Tugar Wolk, »für alles kommt der richtige Zeitpunkt. Jetzt handelt es sich darum, dass wir sie aus ihren Stellungen verdrängen müssen. Zieht unsere Kräfte zusammen wie zu einem Sturmangriff, um ihre Aufmerksamkeit abzulenken. Inzwischen lasst kleinere Abteilungen aus zwei Richtungen die unbewachten Seitenwände besetzen. Diese Wände haben keine Fenster, aber wenn unsere Leute sich dort aufstellen, können wir dem Feind große Verluste zufügen.«

Die Anführer nahmen diesen Vorschlag an und erteilten die Befehle. Die Mongolentruppe geriet in Bewegung, Waffen klirrten, Schwerter und Äxte blitzten in der Sonne. Die Tuchlaer pressten ihre Waffen zwischen den Händen und machten sich auf einen schweren Kampf

gefasst. Aber auch Maxim hatte nicht geschlafen. Nach allen vier Seiten befanden sich im Dach des Bojarenhauses kleine Fenster. Hier stellte Maxim je zwei seiner schwächsten Leute auf, die jede Bewegung des Feindes beobachten und gleichzeitig von ihren sicheren Stellungen aus Pfeile oder Steine schleudern sollten. Während der eine am Fenster stand, musste ihm der andere die Waffen zureichen, und ein dritter war beauftragt, alle Nachrichten an die Kameraden im Haus weiterzugeben.

Die Hörner erklangen, und mit wildem Geheul stürmten die Mongolen dem Feind entgegen. Aber auf halbem Wege machten sie plötzlich halt und schossen ihre Pfeile ab. Doch als die Belagerten, bereit zum letzten, entscheidenden Kampf, sie mit einem Hagel von Pfeilen überschütteten und ihnen große Verluste zufügten, wichen sie auf der ganzen Linie zurück. Die Tuchlaer begleiteten diesen Rückzug mit lauten Spottreden.

»Nanu, Bojar«, schrie Maxim, »die Truppen des großen Dschingis-Khan sind ja Hasenfüße, nehmen einen Anlauf und rennen wieder weg! Schämst du dich nicht, du alter Ritter, solche Feiglinge zu befehligen, die nur in der Herde mutig sind, wie Hammel, von denen jeder für sich allein nicht einen halben Mann wert ist?«

Der Bojar erwiderte nichts auf diese Verhöhnung. Er wusste nur zu gut, dass Maxim zu früh frohlockte. Maxim sollte es selbst sehr schnell erkennen.

Ein Freudengeheul der Mongolen ertönte ganz dicht neben ihm, rechts und links des Hauses. Während des Scheinangriffs hatten sie sich an diese von den Tuchlaern nicht allzu aufmerksam beobachteten Seitenwände geschlichen. Die Posten auf dem Dachboden hatten zwar das Herannahen der Mongolen von beiden Seiten gesehen und ein paar wohlgezielte Pfeile aus den Luken auf sie niedersausen lassen, aber die Feinde waren weiter geschlichen, bis sie dicht an den Wänden standen und das vorspringende Dach sie gegen jede Gefahr von oben schützte.

Maxim erbleichte, als er das unheilvolle Geschrei dicht neben sich hörte. Ein Späher auf dem Dachboden rief ihm zu, was geschehen war.

Wir sind verloren, dachte er. Es gibt keine Rettung mehr. Jetzt müssen wir den Kampf auf Leben und Tod aufnehmen.

Als Tugar Wolk den Erfolg seiner List sah, rief er vor Freude laut aus: »Na, ihr Sklavenpack? jetzt werden wir sehen, wie lange euer Stolz anhält. Gebt nur Acht, meine Leute stehen schon unter eurem Dach. Legt Feuer an die Wände! Wir werden euer Nest ausräuchern, und auf freiem Feld seid ihr gegen uns wie eine Maus gegen einen Kater!«

Maxim rief alle seine Kameraden zusammen, da er einsah, dass es keinen Sinn hatte, sich einzeln zu verteidigen, während die Mongolen Feuer anlegten. »Brüder«, sagte er, »wie es scheint, müssen wir sterben. Es besteht nur noch wenig Hoffnung auf Rettung. Die Mongolen – darüber müsst ihr euch klar sein – haben mit niemand Erbarmen, der ihnen in die Hände fällt, sie hatten auch mit unseren verwundeten Kameraden kein Erbarmen. Wenn wir aber sterben müssen, so lasst uns würdig als Männer sterben, mit der Waffe in der Hand! Was meint ihr: wollen wir hier stehen bleiben und uns bis zum letzten Atemzug verteidigen, oder wollen wir versuchen, ihre Reihen zu durchbrechen?«

»Ja, ja, angreifen, angreifen!« riefen alle einmütig. »Wir sind keine Füchse, die der Jäger aus ihrem Bau ausräuchert!«

»Nun gut«, sagte Maxim, »wenn ihr es also wollt, dann stellt euch in drei Reihen auf, werft Bogen und Pfeile weg, nehmt die Äxte und Messer in die Hand und folgt mir!«

Als flöge ein ungeheurer Stein aus der Schleuder eines Riesen gegen eine Festungsmauer, so stürmten die kühnen jungen Tuchlaer den Mongolen entgegen. Ein Pfeilhagel empfing sie, doch er fügte ihnen keinen Schaden zu, denn die Männer in der ersten Reihe trugen auf Speeren Tischplatten als Schilde vor sich her. Die Pfeile bohrten sich in diese Platten. Als die Tuchlaer den Mongolen nahe genug waren, warfen sie die Schilde beiseite und stürzten sich in wahnsinniger Verwegenheit auf den Feind. Die Mongolen gerieten in Verwirrung und liefen auseinander. Doch im gleichen Augenblick war Tugar Wolk mit seiner Abteilung zur Stelle und umzingelte die Tuchlaer von allen Seiten wie ein Jäger, der mit seiner Meute ein gereiztes Wildschwein einkreist. Ein furchtbares Gemetzel begann. Dutzende Mongolen wurden von den tapferen Tuchlaern niedergemäht. Doch Tugar Wolk sandte ihnen immer neue Truppen entgegen. Die Menschen gebärdeten sich wie rasend. Das Stöhnen der Verwundeten, die Schreie der Sterbenden und das irrsinnige Geheul der Mongolen

vermengten sich zu einer höllischen Symphonie. Und alles das spielte sich im Licht der strahlenden Sonne ab, vor dem Hintergrund grüner Tannenwälder und begleitet von dem rastlosen Rauschen der eisigen Gebirgsbäche.

»Nach rechts, Brüder! Wir müssen alle zusammen, wie ein Mann, gegen sie anrennen!« rief Maxim und wehrte drei Mongolen gleichzeitig ab, die ihm die Waffe aus der Hand schlagen wollten. Die Tuchlaer spannten alle Kräfte an und drückten nach rechts, wo die Linie der Mongolen am schwächsten und am leichtesten zu durchbrechen war. Nach kurzem Widerstand wichen die Mongolen zurück.

»Vorwärts, vorwärts, treibt sie vor euch her!« rief Maxim und stürzte, seine blutige Axt schwingend, den Feinden nach. Seine Freunde folgten ihm, und der Rückzug der kopflos gewordenen Mongolen verwandelte sich bald in eine Flucht. Die verwegenen jungen Tuchlaer blieben ihnen auf den Fersen und schlugen einen nach dem anderen von hinten nieder. Vor ihnen lag freies Feld, und dahinter, nicht mehr fern, begann der dunkle Wald. Wenn es ihnen gelänge, diesen Wald zu erreichen, waren sie gerettet. Keine noch so starke Mongolentruppe konnte ihnen dort etwas anhaben.

»Vorwärts, Brüder, vorwärts, in den Wald!« schrie Maxim. Schweigend, blutüberströmt und schrecklich anzusehen wie wilde Tiere, trieben sie die fliehenden Mongolen vor sich her in Richtung des Waldes. Tugar Wolk schätzte mit einem Blick die Lage ab und lachte.

»Gute Reise!« rief er den Tuchlaern nach. »Wir treffen uns noch auf diesem Weg!«

Er befahl einen Teil seiner Truppe schnellstens zum Tuchla-Pass. Dort sollten die Krieger den Tuchlaern entgegentreten. Mit dem restlichen Teil seiner Truppe nahm er die Verfolgung der Tuchlaer auf.

Drei Staubwolken wirbelten über das Feld oberhalb des Opor, drei Menschenhaufen jagten nacheinander darüber. Voran lief der Trupp der verstörten, geschlagenen Mongolen; ihnen auf den Fersen folgten die tapferen Tuchlaer mit Maxim an der Spitze; den Schluss bildete die von Tugar Wolk geführte Mongolentruppe. Der andere Trupp, der den Tuchlaern den Weg abschneiden sollte, verschwand bald hinter irgendeiner Deckung, unbemerkt von den tapferen jungen Burschen, die ihre ganze Aufmerksamkeit den von ihnen Verfolgten widmeten.

Plötzlich stockten die Mongolen vor einem unerwarteten Hindernis. Vor ihren Füßen klaffte, in das Felsgestein eingehauen, ein tiefer Hohlweg – der Tuchla-Pass. Er lag fast zwei Saschen tief, seine Wände waren steil und glatt, so dass man unmöglich an ihnen hinunterklettern konnte. In ihrer Todesfurcht, die selbst dem Feigsten in letzter Minute Mut verleiht, wandten sich die Mongolen ihren Verfolgern zu. Da erblickten sie einen unerwarteten Hoffnungsschimmer: den Tuchlaern dicht auf den Fersen folgte Tugar Wolk mit seiner Abteilung. Unwillkürlich griffen ihre Hände nach den Waffen. Doch diese überraschende Anwandlung von Mut konnte sie nicht mehr retten. Wie ein brausender Orkan fielen die Tuchlaer über sie her, zertrümmerten und vernichteten alles, was ihnen in den Weg kam. Die am Rand des Abhangs stehenden Mongolen versanken heulend in der Tiefe, während die hinteren von den Schwertern und Äxten der Tuchlaer niedergemetzelt wurden. Nun standen die Tuchlaer selbst am Rand des steilen Abhangs und zögerten. Was tun? Der Anblick der verstümmelten Feinde brachte Maxim auf einen glücklichen Gedanken.

»Die hinterste Reihe umdrehen, mit dem Gesicht zu den Mongolen, um den Ansturm wenigstens kurze Zeit aufzuhalten! Die vorderste werfe die Leichname der Mongolen hinunter und springe auf sie!« schrie er.

»Hurra!« Seine Freunde begriffen sofort, was er meinte, und führten den Befehl begeistert aus. Dumpf schlugen die noch warmen toten Körper der Mongolen am Boden auf. Neue Hoffnung erwachte in den Herzen der Tuchlaer. Doch schon stürmten die Verfolger heran, Tugar Wolk an der Spitze.

»O nein, diesmal entkommt ihr mir nicht!« brüllte er und ließ seine schwere Axt auf den ersten Gegner niedersausen, der ihm in den Weg trat, einen jungen Burschen, der gestern noch sein treuester Bogenschütze gewesen war. Der tödlich Getroffene stöhnte auf und fiel vor dem Bojaren zu Boden. Einer seiner Kameraden holte mit der Axt gegen Tugar aus, um den Tod des Freundes zu rächen, doch im gleichen Augenblick wurde er selbst von zwei Seiten auf Lanzen gespießt. In der ersten Reihe der Tuchlaer, die auf der Flucht die letzte gewesen war, befanden sich die in der vorangegangenen Schlacht verwundeten Männer.

Nach kurzem Widerstand lagen sie am Boden. Doch sie hatten die Mongolen für eine kurze Zeit aufgehalten, und ihre glücklicheren Kameraden befanden sich inzwischen in Sicherheit, auf dem Grund des Tuchla-Passes.

»Achtung!« rief Maxim seinen Leuten zu. »Stellt euch in einer Reihe dicht an der Wand entlang auf! Wenn sie uns nachkommen, bereiten wir ihnen hier ein Blutbad!«

»Vorderste Reihe, springt ihnen nach!« befahl Tugar Wolk in sinnloser Wut, und die erste Reihe der Mongolen sprang hinunter. Doch sie standen nicht mehr auf; viele von ihnen erreichten den Boden nicht lebend, denn sie wurden schon in der Luft von den Äxten der Tuchlaer empfangen.

»Hurra!« riefen diese triumphierend. »Na, los, zweite Reihe, spring nach!«

Doch die zweite Reihe zögerte. Tugar Wolk erkannte seinen Fehler und befahl einer starken Abteilung, den Tuchla-Pass von der anderen Seite abzuriegeln.

»Jetzt entwischen uns die Vögel nicht!« frohlockte er. »Da kommen meine Häscher schon! Na, los, vorwärts, ihnen nach!« Auf einmal erhob sich zu Füßen des Bojaren ein fürchterliches Geschrei. Es waren die Mongolen, die Tugar Wolk den Tuchlaern in den Weg geschickt hatte.

Die Tuchlaer erkannten auf den ersten Blick, dass jede Hoffnung auf Rettung für sie verloren war. Ihnen entgegen stürmte die zweite Gruppe Mongolen, um sie in diesem steinernen Käfig einzuschließen.

»Uns ist also der Tod beschieden!« sagte Maxim und wischte seine blutbefleckte Axt an dem ledernen Wams eines toten Mongolen ab, der vor seinen Füßen lag. »Auf, Kameraden, zum letzten Kampf!«

Mit einer Kühnheit ohnegleichen stürzten sie sich auf die Feinde, rafften ihre letzten Kräfte zusammen und brachten die Reihen der Mongolen nochmals durcheinander, fügten ihnen nochmals schwere Verluste zu. Doch die Mongolen drängten sie durch die Wucht ihres Anlaufs auseinander. Heldenmütig kämpfend fiel einer der tapferen jungen Tuchlaer nach dem anderen. Nur Maxim erhielt keine einzige Verwundung, obwohl er sich wie ein Löwe verteidigte. Die Mongolen wichen ihm sichtlich aus, und wenn sie ihn angriffen, so nur, um ihm die Waffe aus der Hand zu schlagen und ihn lebendig zu fangen. So lautete der Befehl des Bojaren.

Jetzt stieß auch die zweite Abteilung Mongolen vor. Die Tuchlaer wurden in dem ausweglosen steinernen Käfig zusammengedrängt. Sie pressten sich gegen die Wand, und vor ihnen blieb soviel freier Raum, wie sie mit ihren Schwertern und Äxten säubern konnten. Doch ihre Hände begannen zu erlahmen, und die Mongolen fluteten unaufhörlich gegen sie an, wie Wellen bei Hochwasser. Einige warfen sich, nachdem sie die letzte Hoffnung aufgegeben und die Unmöglichkeit eines weiteren Kampfes eingesehen hatten, verzweifelt in das dichteste Getümmel und wurden sofort zerstückelt. Andere flüsterten Gebete und drückten sich gegen die Felswand, als könnte sie ihnen irgendeine Hilfe bringen. Wieder andere schienen sich zu verteidigen, schwenkten aber nur noch unbewusst und wie aufgezogen ihre Äxte. Die tödlichen Schläge der Mongolen fielen auf ihre schon gefühl- und leblosen Körper. Nur eine Handvoll der Allerstärksten – fünf waren es – umringten Maxim und hielten sich noch standhaft wie ein einsamer Fels mitten im tobenden Ozean. Drei Angriffe der Mongolen schlug diese Handvoll verwegener Krieger, die auf einem Leichenberg stand wie auf einem Turm, zurück. Die Schwerter und Äxte in den Händen dieser Helden wurden schon stumpf, ihre Kleider, Hände und Gesichter waren blutüberströmt, doch noch immer hörte man deutlich und scharf die Stimme Maxims, der seine Kameraden anfeuerte. Tugar Wolk blickte halb wütend, halb erstaunt von oben auf diesen unerschrockenen, kühnen Burschen hinunter.

»Bei Gott, das ist ein prächtiger Kerl!« sagte er zu sich selbst. »Kein Wunder, dass meine Tochter von ihm hingerissen ist. Sein ritterlicher Heldenmut könnte sogar mich bezaubern!«

Dann wandte er sich seinen Mongolen zu, die am Rand des Abgrundes standen, und rief:

»Vorwärts, springt ihnen auf die Köpfe! Schluss mit dem Gemetzel! Nur diesen da – er zeigte auf Maxim – rührt ihr mir nicht an!«

Und wie ein schwerer Felsblock plumpste der Haufe Mongolen auf die Helden und drückte sie zu Boden. Noch ein wahnsinniger Aufschrei, ein letztes Ringen, dann war alles zu Ende. Nur Maxim stand noch hoch aufgerichtet wie eine Eiche auf freiem Feld. Er hatte dem

Mongolen, der ihn anspringen wollte, den Kopf gespalten und wollte bereits zum nächsten Schlag ausholen, als plötzlich eine starke Hand mit eisernem Griff von hinten seinen Hals umklammerte und ihn zu Boden schleuderte. Durch Hinterlist war Maxim besiegt worden, und das vor Wut und Anstrengung gerötete Gesicht Tugars beugte sich über ihn.

»Na, du elender Bauer?« schrie er höhnisch. »Siehst du nun, dass ich mein Wort zu halten verstehe? Los, schmiedet ihn in eiserne Ketten!«

»Wenn du mich auch in Ketten legst, Bojar, ich werde trotzdem ein freier Mensch bleiben. Mir sind nur die Hände gefesselt, du aber trägst Ketten an deiner Seele!« sagte Maxim.

Der Bojar lachte. Dann wandte er sich seiner Mongolentruppe zu, deren Zahl nach diesem blutigen Gemetzel stark zusammengeschrumpft war. Er befahl, den mit Leichen voll gestopften Passeingang zu umstellen und auch sein Haus zu bewachen und begab sich dann mit einem Häuflein seiner Leute und dem Gefangenen Maxim auf den Rückweg in das Lager der Mongolen.

»Verdammtes Bauernpack!« schimpfte er, als er seine Verluste zählte. »Was für eine Menge Menschen umgekommen sind!« Ach was, zum Teufel mit den Mongolen, um die ist's nicht schade! dachte er. Wenn ich über diese Leichen zur Macht gelangen könnte, würde ich mich auch gegen sie wenden! Aber was für ein Teufelskerl dieser Maxim ist! Wer weiß, vielleicht kann ich ihn noch für meine Zwecke gebrauchen? Jetzt habe ich ihn in der Hand. Er muss uns als Führer in den Bergen dienen – weiß der Teufel, was für eine Straße das ist und ob es vielleicht irgendwelche Seitenwege gibt! Ich muss ihn freundlich behandeln – wer weiß, wozu er noch gut sein kann!

Inzwischen hatten die Mongolen die Pferde zum Aufbruch fertig gemacht. Maxim, mit schweren Ketten an Händen und Füßen gefesselt, blutverschmiert und mit zeretzter Kleidung, saß auf einem Stein am Fluss und knirschte vor Verzweiflung mit den Zähnen. Vor ihm, auf dem Feld und in der Schlucht, häuften sich die noch nicht erkalteten verstümmelten Leichen seiner Kameraden und Feinde. Wie glücklich sie waren! Sie lagen so still und friedlich auf ihrem blutigen Bett und fühlten nichts mehr, weder Zorn, noch Qualen, noch Hass. Keine Ketten und keine noch so große Macht des grausamen Dschingis-Khan konnte ihnen etwas anhaben, während ihn ein Stück Eisen zum Spielball roher Willkür und zum Opfer einer blutigen Rache machte! Wie glücklich waren die Toten! Ihn aber hatten diese Ketten in ein Stück Vieh, in einen Sklaven verwandelt!

»Heilige Sonne!« rief Maxim in seiner Seelenqual. »Ist es wirklich dein Wille, dass ich in Fesseln sterben soll? Hast du nur darum so oft die Tage meines Glücks mit deinem klaren Lächeln erhellt, um heute mein abgrundtiefes Leid zu beleuchten? Sonne, bist du nicht mehr die gütige Göttin für Tuchla, sondern hast dich in eine Schutzpatronin dieser grausamen Wilden verwandelt?«

Die Sonne aber lachte! Ihre heißen, leuchtenden Strahlen spiegelten sich in den Blutlachen und küssten die blauen Lippen und tiefen Wunden der grässlich verstümmelten Toten. Und mit der gleichen liebkosenden Wärme überflutete das strahlende Licht der Sonne den grünen Wald, die duftenden Blumen und die Almen auf den Bergen.

¹ Torban – einer Leier ähnliches Musikinstrument.

² Eine Form des Schwurs bei den Mongolen zum Zeichen der Unterwerfung.

Kapitel 6

Sachar Berkut hatte einen seltsamen Traum. Die gesamte Gemeinde hatte sich am Eingang des Tuchla-Passes versammelt, um den Jahrestag des »Wächters« zu feiern. Die Mädchen trugen Kränze im Haar, die Burschen hatten ihre Musikinstrumente mitgebracht. Alle waren festlich gekleidet. Jetzt näherte er selbst sich dem heiligen Stein, um als ältestes Mitglied der Gemeinde das erste Gebet zu sprechen. Dumpfe, unheilvolle Ahnungen beschlichen ihn. Er begann zu beten, aber nach zwei bis drei Sätzen wurde ihm so beklommen ums Herz, dass er die üblichen Worte vergaß. Ein neues inbrünstiges Gebet strömte über seine Lippen. Von seinen leidenschaftlichen, tief empfundenen Worten mitgerissen, warfen sich alle Gemeindemitglieder auf die Knie und senkten die Köpfe so tief, dass ihre Gesichter die Erde berührten. Es wurde dunkel, schwarze Wolken zogen am Himmel auf, es begann zu donnern, Blitze zuckten und umgürteten das Firmament mit blendendem Licht, die Erde erbebt. Da plötzlich neigte sich der heilige Stein und stürzte mit furchtbarem Getöse auf Sachar nieder.

Was kann das bedeuten? fragte sich der Greis, als er über den Traum nachdachte. Glück oder Unglück? Freude oder Leid? Doch er konnte keine Antwort auf diese Frage finden. Der Traum bedrückte ihn, ein Schatten von Trauer umwölkte seine Stirn.

Wie schnell sollten sich diese Ahnungen erfüllen! In den Mittagsstunden trafen Schreckensnachrichten in Tuchla ein. Die Hirten der benachbarten Weide kamen atemlos ins Dorf gelaufen und schrieten, dass um das Bojarenhaus eine Schlacht tobe. Sie hätten eine Menge seltsamer, fremder Menschen gesehen und furchtbare, herzerreißende Schreie gehört. Fast die gesamte Tuchlaer Jugend bewaffnete sich, so gut sie konnte, und eilte zum Schlachtort. Aber als die jungen Tuchlaer aus einiger Entfernung das leichenübersäte Schlachtfeld und das von Mongolen umringte Bojarenhaus erblickten, blieben sie stehen. Es gab keinen Zweifel, alle jungen Leute, die man zum Haus des Bojaren geschickt hatte, um es zu zerstören, waren in dem ungleichen Kampf mit diesen Räubern umgekommen. Ratlos kehrte die Tuchlaer Jugend ins Dorf zurück und verbreitete überall die Schreckensbotschaft. Der alte Sachar erbebt, als er sie vernahm, und eine bittere Träne rollte ihm über das greise Gesicht. »So also hat sich mein Traum erfüllt!« flüsterte er. »Mein Maxim ist bei der Verteidigung seines Heimatdorfes gefallen. Aber das ist gut so. Jeder Mensch muss sterben, doch nicht jedem ist es vergönnt, ruhmvoll zu sterben. Ich darf nicht klagen, sondern ich muss stolz auf meinen Maxim sein.«

So tröstete sich der alte Sachar. Er bezwang sich, seinen Kummer nicht zu zeigen, doch das Herz schmerzte ihm, denn er hatte seinen jüngsten Sohn über alles geliebt. Äußerlich ruhig und gefasst folgte er dem Ruf der Gemeinde, die seiner Ratschläge harnte.

Hinter dem Dorf, am Eingang des Tuchla-Passes, in dessen Nähe der furchtbare Feind bereits stand, versammelte sich alt und jung. Zum ersten Mal seit der Gründung von Tuchla geschah dies ohne die althergebrachten Riten und ohne Gemeindefahne. Aber die Luft war erfüllt vom Klirren der Äxte und Sensen und einem halb ängstlichen, halb kriegesischen Stimmengewirr. Alt und jung, Bewaffnete und Unbewaffnete liefen durcheinander. Frauen huschten in der Menge hin und her, forschten nach Neuigkeiten über den Feind oder beweinten laut ihre gefallenen Söhne.

»Was sollen wir tun? Womit sollen wir beginnen? Wie sollen wir uns verteidigen?« fragte die Menge. Aus der Fülle der Gedanken wurde einer vorherrschend: alle Gemeindemitglieder sollten den Pass bis zum letzten Blutstropfen gegen die Mongolen verteidigen. Besonders die Jugend bestand auf diesem Plan.

»Wir wollen sterben, wie unsere Brüder gestorben sind, für unser Land!« riefen sie. »Der Feind kann nur über unsere Leichen ins Tuchla-Tal herein!«

»Wir wollen Sperren auf der Straße errichten und durch sie geschützt auf die Mongolen schießen!« rieten die älteren Leute. Als sich der Lärm etwas gelegt hatte, ergriff Sachar Berkut das Wort.

»Das Kriegshandwerk ist zwar nicht meine Sache, und es kommt mir altem Mann auch nicht zu, hier einen Rat zu erteilen, weil ich selbst nicht mitkämpfen könnte; dennoch glaube ich, dass wir uns keine allzu großen Verdienste erringen, wenn wir die Mongolen nur

zurückschlagen, zumal uns das nicht sehr schwer fallen wird. Unsere Söhne sind von Feindeshand getötet worden, ihr Blut hat unsere Erde rot gefärbt und schreit nach Vergeltung. Aber rächen wir uns an unseren Feinden, den Zerstörern unseres Landes, wenn wir nur unser Dorf verteidigen? Nein! Wenn sie vor unserem Dorf zurückgeschlagen werden, fallen sie mit doppelter Wut über andere Dörfer her. Nicht zurückschlagen, sondern sie zu vernichten muss daher unser Ziel sein!«

Die Gemeinde hörte aufmerksam zu. Die Jugend, begeistert von diesem neuen Gedanken, war sofort bereit, obwohl sie nicht wusste, wie sie den Plan verwirklichen sollte. Viele der Älteren aber sprachen sich entschieden dagegen aus.

»Nimm es nicht übel, Vater Sachar«, sagte einer. »doch dein Ratschlag, so weise und Ruhm verheißend er auch ist, lässt sich nicht verwirklichen. Unsere Streitkräfte sind schwach, das Mongolenheer aber ist groß. Die Hilfe der anderen Gemeinden diesseits und jenseits der Berge ist noch nicht hier, und selbst wenn sie rechtzeitig eintrifft, sind wir doch nicht genug Menschen, um die Mongolen einzukreisen. Von einem Sieg im offenen Kampf kann keine Rede sein. Wie aber sollen wir sie sonst vernichten? Nein, nein! Wir sind viel zu schwach. Wir können froh sein, wenn wir sie vor unserem Dorf zurückschlagen und sie zwingen, einen anderen Weg zu nehmen. Mehr dürfen wir nicht hoffen.«

Sachar Berkut sah ein, dass diese Bedenken begründet waren, und wollte schon, wenn auch schweren Herzens, seine jugendlich-hitzige Idee aufgeben, als plötzlich etwas Unerwartetes geschah.

Unten auf der Dorfstraße tauchten hintereinander drei Abteilungen bewaffneter junger Leute auf. An der Spitze jeder Abteilung wehte eine Kampffahne, die Klänge der Hörner und hölzernen Trembitas und muntere, kampffrohe Lieder hallten weit über die Berge. Das waren die versprochenen Hilfstruppen der Gemeinden diesseits und jenseits der Beskiden. Mann neben Mann, hohen, schlanken Bäumen gleich, stellten sie sich vor der Gemeinde auf und senkten zur Begrüßung ihre Fahnen. Die gesunden, jugendfrischen Gesichter der Männer glühten vor jugendlichem Mut. Das stolze Bewusstsein, mit ihren Körpern das Teuerste auf Erden verteidigen zu sollen, leuchtete in ihren Augen. Mit Freudenrufen wurden sie von den Tuchlaern begrüßt, nur die Mütter, die heute ihre Söhne verloren hatten, schluchzten beim Anblick dieser Blüte ihres Volkes laut auf. Vielleicht würden auch diese schon morgen fallen, würden nieder gemäht und zertrampelt werden wie ihre eigenen schmucken Söhne. Auch dem alten Sachar tat das Herz weh, als er diese jungen Burschen erblickte und daran denken musste, wie stattlich sich sein Maxim unter ihnen ausnehmen würde. Doch nein, genug! Was tot ist, kann man nicht wieder lebendig machen, der Lebende aber muss an das Leben denken...

Die Freude über die Ankunft der ersehnten Helfer hatte sich noch nicht gelegt, die Gemeinde hatte die unterbrochene Beratung noch nicht wieder aufgenommen, als aus der Waldlichtung über dem Tuchla-Pass ein neuer, ganz unerwarteter Gast auftauchte. Auf schaumbedecktem Pferd, tief über die Mähne des Tieres gebeugt, von Zweigen und Dornen gepeitscht, sprengte ein Reiter herbei. Wer es war, konnte man noch nicht erkennen. Er trug eine mongolische Jacke aus zottigem Schaffell und hatte eine Bibernütze auf dem Kopf. Die jungen Leute hielten den Fremden für einen Kundschafter der Mongolen und traten mit schussbereiten Bogen vor.

Doch als er den Wald verlassen hatte und sich dem steil abfallenden Pfad ins Tuchla-Tal näherte, sprang der vermeintliche Mongole vom Pferd, warf die Felljacke ab – es war eine Frau. Sie trug ein weißes, seidendurchwirktes Leinengewand, eine Armbrust über der Schulter und eine blitzende Axt im Gürtel.

»Miroslawa, die Tochter unseres Bojaren!« riefen die Tuchlaer Burschen überrascht und konnten den Blick nicht von diesem schönen, verwegenen Mädchen losreißen. Miroslawa blickte sich suchend nach einem Fußpfad um, auf dem sie ins Tal hinabsteigen konnte. Bald entdeckten ihre flinken Augen einen zwischen breitem, ausladendem Farnkraut und stacheligen Brombeersträuchern verborgenen Pfad. Mit sicherem Schritt, als wäre sie von Kind auf solche Wege gewohnt, stieg sie herab und näherte sich der Versammlung.

»Seid begrüßt, Gemeindemitglieder!« sagte sie und errötete leicht. »Ich wollte euch melden, dass die Mongolen schon in der Nähe sind und gegen Abend hier sein werden. Ich habe mich sehr beeilt, damit ihr euch vorbereiten könnt.«

»Das wissen wir«, riefen die Stimmen durcheinander. »Das ist keine Neuigkeit für uns.«

Scharf und feindselig klangen die Stimmen Mirosława entgegen, der Tochter des schurkischen Bojaren, durch dessen Schuld so viele tapfere junge Tuchlaer ihr Leben lassen müssen. Das Mädchen aber fühlte sich durch diese Schärfe nicht gekränkt, obwohl sie ihr nicht entgangen war.

»Um so besser, wenn ihr euch schon vorbereitet habt«, sagte sie. »Und jetzt bitte ich, mir zu sagen, wer von euch Sachar Berkut ist.«

»Das bin ich, Mädchen«, antwortete Sachar und ging ihr entgegen. Mirosława betrachtete ihn lange, aufmerksam und ehrfürchtig.

»Erlaube mir, verehrter Vater« – ihre Stimme zitterte vor Erregung –, »dir zu sagen, dass dein Sohn lebt und gesund ist.«

»Mein Sohn?« rief Sachar. »Er lebt und ist gesund? O mein Gott! Wo ist er? Was ist mit ihm?«

»Erschrick nicht, Vater, über die Nachricht, die ich dir bringe. Dein Sohn ist in mongolischer Gefangenschaft.« »In Gefangenschaft?« schrie Sachar, wie vom Schlag gerührt. »Nein, das kann nicht sein! Mein Sohn lässt sich eher in Stücke zerhauen, als dass er sich dem Feind in die Hände gibt. Das kann nicht sein! Du willst mich erschrecken, böses Mädchen!«

»Nein, Vater, das will ich nicht, aber es ist wirklich so. Ich komme geradewegs aus dem Mongolenlager, habe ihn gesehen und mit ihm gesprochen. Sie haben ihn mit Gewalt und Hinterlist gefangen und in eiserne Ketten geschmiedet. Er ist nicht verwundet worden, aber er war über und über mit dem Blut der Feinde bedeckt. Nein, Vater, er hat deinem Namen keine Schande gemacht!«

»Und was hat er dir gesagt?«

»Er sagte mir, ich solle zu dir gehen, Vater, dich in deiner Einsamkeit und in deinem Schmerz trösten und deine Tochter, dein Kind werden, denn ich, Vater. ..« ihre Stimme zitterte noch stärker, »ich bin eine Waise. ich habe keinen Vater mehr!«

»Keinen Vater mehr? Ist Tugar Wolk tot?«

»Nein, Tugar Wolk lebt, aber Tugar Wolk ist nicht mehr mein Vater, seitdem er... sein Land verraten hat... und in den Dienst der Mongolen getreten ist.« »Das war zu erwarten«, antwortete Sachar finster. »Ich kann ihn nicht mehr meinen Vater nennen, denn ich will mein Heimatland nicht verraten. Sachar Berkut, sei du mein Vater! Nimm mich als dein Kind an! Dein unglücklicher Sohn bittet dich durch meinen Mund darum!«

»Mein Sohn! Mein unglücklicher Sohn!« stöhnte Sachar, ohne Mirosława anzublicken. »Wer tröstet mich, wenn er tot ist?«

»Habe Mut, Vater, vielleicht gelingt es uns, ihn zu befreien. Hör zu, was er mir aufgetragen hat!«

»Sprich nur, sprich!« sagte Sachar und wandte ihr sein Gesicht zu.

»Er rät der Gemeinde Tuchla, die Mongolen nicht vor dem Pass aufzuhalten, sondern sie in den Talkessel hereinzulassen. Dort kann man sie umzingeln und bis auf den letzten Mann niederschlagen oder sie aushungern. Man braucht nur am Eingang neben dem Wasserfall die Sperren aufzustellen, alles Hab und Gut der Gemeinde, alles Korn, alles Getreide und alles Vieh aus dem Dorf hinauszuschaffen und dann den Kessel von allen Seiten abzuriegeln. 'Entweder ihr besiegt die Mongolen hier', sagt Maxim, 'oder nirgends!' Das ist sein Rat.«

Die Gemeinde lauschte gespannt. Tiefes Schweigen herrschte, nachdem Mirosława gesprochen hatte. Sachar richtete sich mit stolzer und froher Miene auf und näherte sich dem Mädchen mit ausgebreiteten Armen.

»Meine Tochter!« sagte er. »Ich sehe jetzt, dass du würdig bist, die Tochter Sachar Berkuts zu sein! Das sind die Worte meines Sohnes, aus ihnen weht sein kühner Geist! Mit diesen Worten hast du mein väterliches Herz erobert! Jetzt ertrage ich den Verlust des Sohnes leichter, da der Himmel mir an seiner Statt eine solche Tochter gesandt hat!«

Laut schluchzend sank Mirosława ihm in die Arme. »Nein, Vater, sprich nicht so«, sagte sie.

»Dein Sohn wird nicht sterben, er kehrt zu dir zurück. Noch heute Abend wird er mit der Mongolenhorde hier sein, und wenn Gott uns hilft, sie zu besiegen, können wir Maxim vielleicht befreien.«

In diesem Augenblick ertönte vom Tuchla-Pass her ein Aufschrei: »Die Mongolen! Die Mongolen!« Die Wachen stürzten herbei und meldeten, dass eine unübersehbare Menge Mongolen im Opor-Tal aufgetaucht sei.

Die Gemeinde musste sich sofort entscheiden, was sie tun wollte. Sachar Berkut riet noch einmal, die Mongolen in den Talkessel hereinzulassen, sie zu umzingeln und hier niederzumetzeln oder sie aushungern zu lassen.

Keine einzige Stimme erhob sich gegen diesen Rat. Der Beschluss wurde unverzüglich angenommen. Alle eilten in ihre Häuser, um ihre bewegliche Habe herauszuholen und in den Wäldern zu verstecken. Die Hilfstruppen aus den Nachbardörfern liefen, so schnell sie konnten, zum Wasserfall, um dort Sperren zu errichten. Ein wildes Durcheinander herrschte im Dorf. Rufe, Fragen und Befehle schwirrten durch die Luft, das Gebrüll der Ochsen und das Kreischen der zweirädrigen Holzfuhrwerke war weithin zu hören, und ihr Echo hallte von den Bergen wider. Schweren Herzens schieden die Tuchlaer von ihren Gemüsegärten und bestellten Ackern, von ihren Hütten und Höfen. Mütter trugen ihre weinenden Kinder auf den Armen, die Männer trieben das Vieh aus dem Dorf und packten Hausgerät und Säcke mit Getreide und Kleidungsstücken auf Fuhrwerke. Eine dichte Staubwolke hing über dem Dorf. Nur das silbrige Wasser des Flusses rauschte wie immer, und der alte »Wächter« stand neben dem Eingang zum Tuchla-Pass und schien betrübt und niedergeschlagen auf seine Kinder herabzublicken, die dieses schöne Tal verlassen mussten. Es war, als neigte er sich über die Schlucht, um mit seinem riesigen steinernen Leib den Weg zu versperren. Auch die alte Linde auf dem Versammlungsplatz sah aus, als wäre sie bekümmert. Und der brüllende Wasserfall, in dem sich die rötlichen Strahlen der untergehenden Sonne brachen, wirkte wie ein Strom von Blut, das sich in den leer werdenden Talkessel von Tuchla ergoss.

Dann lag das Dorf völlig verlassen da. Die Hütten verschwanden im abendlichen Nebel, der Staub hatte sich gesetzt, und die Stimmen und Geräusche waren verstummt, als hätte die einstige Wüste alles Lebendige in diesem Tal verschlungen. Die Sonne versank hinter den Bergen und färbte die leichten Wölkchen am Himmel purpurrot. In den dunklen Tannenwäldern raunte es geheimnisvoll, als ob sich die Bäume böse Nachrichten zuflüsterten, und in der frischen, klaren Luft lag ein Stöhnen und Brausen, das selbst den Tapfersten einen Schauer über den Rücken jagte. Hinter den Wäldern, in den dunklen Schluchten und undurchdringlichen Windbrüchen, heulten Wölfe, bellten Füchse, röherten Hirsche und brüllten Auerochsen. Im Dorf dagegen herrschte eine Totenstille. Klar und tiefblau war der Himmel. Doch plötzlich zog von Westen eine schwarze Wolke wie eine Wand herauf und senkte sich über Tuchla. Die Luft war erfüllt mit wildem Gekreisch. Das waren die Vorboten und unablässigen Begleiter der Horde – Dohlen und Raben –, die Nahrung witternd in unübersehbaren Scharen herbeiflogen. Die Wolke Unheil kündender Vögel jagte durch die Luft, zerriss und zerstob wie vom Sturm getrieben. Im Nu waren die Dächer von Tuchla mit den schwarzen Gästen übersät, deren Gekreisch an das Brodeln von kochendem Wasser in einem riesigen Kessel erinnerte. Stumm und regungslos blickten die Tuchlaer von den steilen Wänden ihres Talkessels auf die widerwärtigen Vögel hinunter und verfluchten innerlich diese Boten des Todes und der Vernichtung.

Doch bald änderte sich das Bild. Wie das Hochwasser im Herbst durch ein Loch im Deich bricht, so quollen unaufhaltsam Wogen schwarzer Ungeheuer mit schrecklichem Geschrei in den Talkessel. Sie stauten sich wie das Wasser unter dem Wasserfall, bildeten lange Reihen und überfluteten dann langsam und ungehindert das verlassene Tal. Allen voran ritt auf einem Schimmel der schreckliche Riese Burunda, und neben ihm, etwas kleiner von Wuchs, Tugar Wolk.

Sie ritten langsam, als erwarteten sie jeden Augenblick einen Überfall. Doch es geschah nichts, der Ort schien wie ausgestorben, als hätte hier die Pest getobt. Mit rasendem Gebrüll stürzten sich die ersten Reihen Mongolen auf die Hütten, um nach ihrer Gewohnheit zu morden und zu plündern. Doch es war niemand da, den sie hätten erschlagen können – die Hütten waren leer. Sie schrieten vor Wut, jagten von einer Hütte zur anderen, schlugen die Türen ein, zerbrachen Zäune und Tore, zertrümmerten Fässer und Körbe und stürzten die Öfen um.

Doch ihre Wut war umsonst – kein einziger Dorfbewohner befand sich mehr im Tal.

»Die verdammten Hunde!« sagte Burunda zu Tugar Wolk. »Sie haben erfahren, dass wir kommen, und haben sich versteckt!«

»Wollen wir hier nicht übernachten, Begadyr?« fragte Tugar, ohne auf die Bemerkung des Heerführers zu antworten.

Bevor wir diese Hunde nicht finden, können wir nicht übernachten«, erwiderte Burunda zähneknirschend. »Führ uns zum Ausgang aus dieser Grube! Wir müssen uns den Ausgang sichern.«

Tugar Wolk beruhigte ihn: »Der Ausgang ist gesichert.« Doch auch ihm wurde etwas unheimlich zumute, dass die Tuchlaer ihr Dorf so schnell verlassen hatten. Er bat daher den Begadyr, den Befehl zu erteilen, dass die Krieger ihren Beutezug beenden und so schnell wie möglich den Ausgang besetzen sollten. Widerstrebend bewegten sich die vordersten Reihen der Horde vorwärts, während sich die hinteren noch in der Schlucht drängelten und den Talkessel immer dichter und dichter füllten.

Die Spitzenabteilung hatte das Dorf verlassen und eilte dem in den Felsen gehauenen Ausgang zu. Vom Tal aus konnte man im Innern des Durchgangs nichts erkennen, und die Mongolen rückten ahnungslos bis dicht an die Felswand vor, als plötzlich von oben große Steine auf sie hernieder stürzten. Schreiend wälzten sich die Getroffenen am Boden, und über ihnen kreisten bereits die Aasvögel. Die Mongolen drängten zurück und wollten zur Seite weichen, aber Burunda und Tugar Wolk warfen sich ihnen mit blanken Schwertern entgegen.

»Habt ihr den Verstand verloren?« Burunda brüllte wie ein gereizter Auerochse. »Wo wollt ihr hin? Da vor euch ist der Ausgang! Vorwärts, mir nach!«

Er trieb die ganze Schar vor sich her und stürzte sich selbst in den dunklen Schlund des Durchgangs. Doch hier erwartete die Mordgesellen ein entsetzlicher Empfang. Ein Hagel von Steinen prasselte auf sie nieder, zerschmetterte ihre Schädel. Wie aus der Unterwelt drang Schreien und Stöhnen aus dem finsternen Schlund, doch alles wurde übertönt von der Stimme Burundas: »Vorwärts, ihr Hasenfüße, vorwärts, mir nach!« Und immer neue Menschenmassen krochen, ungeachtet eines neuen Steinhagels, in den Durchgang.

»Vorwärts, vorwärts!« schrie Burunda und schützte sich mit seinem Schild gegen die niedersausenden Steine. Inzwischen hatte Tugar Wolk eine Gruppe junger Tuchlaer auf dem Felsen entdeckt und den Mongolen befohlen, ihre Pfeile gegen diese zu richten. Oben ertönten Schreie, und die Mongolen heulten laut auf vor Freude. Doch die Tuchlaer rächten sich für ihre drei Verwundeten und wälzten mit verdoppelter Wut große Felsblöcke auf die Feinde hinunter. Das alles aber konnte den hartnäckigen Burunda nicht zurückhalten. Da tauchte plötzlich vor seinen Augen in der Mitte des Durchgangs ein neues Hindernis auf: der Gang war bis obenhin mit riesigen Steinen verstopft. Und immer heftiger hagelte es von oben auf die Mongolen. Einer nach dem anderen sank tödlich getroffen zu Boden. Endlich begriff Burunda, dass sein Starrsinn nutzlos und dass es unmöglich war, durch den Ausgang zu entkommen, bevor die Tuchlaer nicht von ihrer den Kampfplatz beherrschenden Höhe vertrieben worden waren.

»Zurück!« kommandierte er, und die wenigen Mongolen, die übrig geblieben waren, flogen wie Pfeile aus der Schlucht heraus.

»Der Durchgang ist versperrt!« sagte Burunda schwer atmend zu dem Bojaren und wischte sich das verschwitzte, blutige Gesicht ab.

»Lassen wir sie heute in Ruhe!« schlug Tugar Wolk vor. »Auf keinen Fall!« rief Burunda empört und sah den Bojaren hochmütig an. »Die Krieger des großen Dschingis-Khan verschieben nichts, was sie heute tun können, auf morgen.«

»Aber was sollen wir denn heute hier noch tun?« fragte Tugar Wolk und blickte zitternd in den finsternen Durchgang, aus dem das schreckliche Stöhnen und Schreien der tödlich Verwundeten drang.

»Diese Hunde von dort oben verjagen!« rief Burunda wütend und wies mit der Hand auf die Felswand. »Leitern her! Die vorderen steigen auf die Leitern, und die hinteren jagen mit ihren Pfeilen die Hunde zurück. Wollen sehen, wer dem anderen den Garaus macht!«

Aus den nächstliegenden Hütten wurden Leitern herbeigeschleppt und auf Anraten des Bojaren durch Querstangen verbunden, so dass sie eine breite Wand ergaben. Die Tuchlaer sahen dieser Arbeit seelenruhig zu. Jetzt hoben die Mongolen ihre Leiterwand und

schleppten sie an die Felsmauer. Mit Steinen, Pfeilen und Jagdspießen empfingen die Tuchlaer sie. Aber sie hatten wenig Erfolg, denn immer neue Krieger rückten an die Stelle der Verwundeten und schoben die Leiter immer weiter vorwärts. Gleichzeitig aber schleuderten die hinteren Reihen ihre Pfeile in die Höhe und zwangen so die Tuchlaer, sich zurückzuziehen. Die unheimliche Leiter kam immer näher. Die Tuchlaer wurden unruhig...

In der Nähe des Schlachtortes, durch einen Felsblock gegen die Pfeile geschützt, saß Sachar Berkut auf einem Strohhaufen und behandelte zusammen mit Miroslawa die Verwundeten. Er zog die Pfeile aus den Wunden, wusch sie aus, legte ein besonderes Harz auf und verband sie. Plötzlich kamen einige Tuchlaer zu ihm und berichteten verstört von der gefährlichen Lage.

»Was soll ich euch raten, meine Kinder?« fragte der Greis, während Miroslawa aufsprang, um sich selbst die Schlacht anzusehen.

»Habt keine Angst!« rief sie den Tuchlaern zu. »Lasst sie nur schießen! Nehmt eure Speere in die Hand und werft euch platt auf die Erde! Wenn die ersten mit der Hälfte ihres Körpers über die Felswand ragen, stürzt ihr euch auf sie! So werden sie euch gegen ihre eigenen Pfeile von unten decken. Wenn ihr die vordersten hinab stoßt, reißen sie die nachfolgenden mit. Die Dämmerung ist für uns günstig, und wenn wir sie diesmal zurückgeschlagen haben, können wir die ganze Nacht in Ruhe verbringen.«

Ohne ein Wort des Widerspruchs warfen sich die Tuchlaer auf die Erde und hielten ihre Speere fest umklammert. Noch immer schossen die Mongolen ihre Pfeile ab, dann hörten sie auf. Ein Zeichen, dass die vorderste Reihe begonnen hatte, die Leiter hinaufzuklettern. Mit angehaltenem Atem lagen die Tuchlaer auf der Erde und erwarteten die Feinde. Schon hörte man das Knarren der Sprossen, das Schnaufen der Mongolen und das Klirren ihrer Waffen – und langsam, zaghaft schoben sich zuerst zottige Fellmützen und dann schwarzhaarige Köpfe mit kleinen, funkelnden Äuglein über den Felsrand. Wie gebannt starteten diese Augen die Menschen an, die vor ihnen auf dem Boden lagen. Doch die Köpfe schoben sich höher und höher, schon sah man die Schultern mit den zottigen Schafpelzen und die breiten Brustkästen. In diesem Augenblick sprangen die Tuchlaer unter lautem Geschrei in die Höhe, und ihre Speere bohrten sich tief in die Leiber der Angreifer. Schmerzensschreie, Gebrüll, Verwirrung – hier und dort ein kurzer Kampf, hier und dort eine krampfartige Bewegung, Flüche, Stöhnen – und wie eine schwere Lawine rollten die Feinde die Leiter hinunter und rissen die hinteren Reihen mit sich in die Tiefe. Und auf den Haufen lebender und toter, blutiger, zitternder und heulender Menschen wälzten sich riesige Steinblöcke von oben herab. Über dem höllischen Durcheinander, das vom Dunkel der anbrechenden Nacht halb verhüllt wurde, stiegen die Jubelrufe der Tuchlaer, das Klagegeheul der Mongolen und die furchtbaren Flüche des Begadyrs Burunda zum Himmel empor. Burunda raste wie ein Wahnsinniger hin und her, raufte sich die Haare und sprang schließlich, außer sich vor Wut, mit gezücktem Schwert auf Tugar Wolk zu.

»Du bleichgesichtiger Hund!« brüllte er und knirschte mit den Zähnen. »Das ist deine Schuld, du doppelter Verräter! Du hast uns in diese Falle gelockt, aus der es keinen Ausweg gibt!«

Tugar Wolk wurde feuerrot. Seine Hand fuhr zum Schwert, doch im gleichen Augenblick presste ein tiefer Schmerz sein Herz zusammen. Seine Hand erlahmte und fiel wie eine Peitschenschnur schlaff nach unten. Mit niedergeschlagenem Blick sagte er halblaut durch die Zähne:

»Großer Begadyr, dein Zorn gegen einen treuen Diener des Dschingis-Khan ist ungerecht. Ich bin nicht schuld daran, dass dieses Gesindel uns Widerstand entgegensetzt. Befiehl den Leuten, das Nachtlager aufzuschlagen und sich auszuruhen. Morgen früh wirst du selbst sehen, dass die Bande unter unseren Pfeilen auseinanderstiebt wie Herbstblätter unter einem Windstoß.«

»Ach so!« schrie Burunda, »damit sie uns nachts in den Hütten überfallen und unser ganzes Heer abschlachten können!«

»So lass die Leute die Hütten niederbrennen und unter freiem Himmel übernachten!«

»Du führst schlaue Reden, um meinen Zorn von dir abzulenken und deine Schuld zu vertuschen. Aber du irrst dich! Du hast uns hier hergeführt, und du musst uns auch hier hinausführen, und zwar morgen schon, ohne Zeit- und Menschenverluste! Hörst du, was ich sage? Andernfalls wird es dir schlecht ergehen!« Vergebens versuchte Tugar Wolk den

wütenden Begadyr zu überzeugen, dass ihn keine Schuld traf. Er hätte nur geraten, das zu tun, was seiner Meinung nach das Beste war. Der Kriegsrat der mongolischen Heerführer hätte seinen Vorschlag angenommen, aber kein Führer konnte dafür bürgen, dass unterwegs nicht unerwartete Hindernisse auftreten würden. Alle seine Worte prallten an Burunda ab wie Schrot von einer Elefantenhaut.

»Schon gut, Bojar«, sagte er endlich, »ich werde tun, was du willst, aber morgen musst du uns aus dieser Falle hinausführen«, sonst geht es dir schlecht! Das ist mein letztes Wort! Ich erwarte Taten von dir und keine schönen Reden!«

Verächtlich wandte er sich von dem Bojaren ab und ging zu seinen Leuten. Mit dröhnender Stimme befahl er ihnen, unverzüglich das Dorf an allen Ecken in Brand zu setzen und die Ebene von allem zu säubern, was dem Gegner als Deckung bei einem nächtlichen Überfall dienen könnte. Die Mongolen schrieten freudig auf – schon lange hatten sie auf diesen Befehl gewartet. Im Nu brannte Tuchla an allen Ecken lichterloh, feurige Zungen durchbrachen das tiefe Dunkel, das sich inzwischen über das Dorf gesenkt hatte. Dicke Rauchschwaden hüllten das Tal ein, blutrote Flammen beleckten die prasselnden Strohdächer. Unter den Traufen schoss das Feuer hervor und drängte, auf und nieder hüpfend, zum Himmel. Hier und da breitete sich eine Flamme unter einem Windstoß am Boden aus, sprühte goldene Funken und leuchtete wie ein Feuersee. Das Krachen stürzender Balken und Wände hallte dumpf durch das Tal, Getreide- und Heuschober flammten auf wie Haufen glühender Kohle, die Bäume leuchteten wie brennende Kerzen, ihr Laub wirbelte in der Luft wie ein Schwarm goldener Schmetterlinge. Das ganze Tuchla-Tal glich einer brennenden Hölle. Die Mongolen rannten mit wildem Gekreisch in dem Feuer hin und her und warfen alles in die Flammen, was ihnen in die Hände fiel. Die uralte Linde, die Zeugin aller Gemeindeversammlungen, stürzte unter den Axthieben der wild lärmenden Mongolen mit einem Klagelaut zu Boden.

Die Luft im Tal erhitze sich immer mehr. Von den Bergen fegte scharfer Wind herüber, der die Funken aufwirbelte, an dem brennenden Stroh und dem Holz zerrte und es wie feurige Pfeile umherschleuderte. Im Fluss spiegelte sich zum ersten Mal ein solcher Glanz, und zum ersten Mal erwärmte sich sein Wasser in dem kalten, steinernen Bett. Wohl an zwei Stunden wütete der Brand, dem die Tuchlaer von ihrer Höhe aus schweigend, in ohnmächtigem Schmerz zusahen. Dann löschten die Mongolen die schwelenden Reste, warfen sie in den Fluss und zogen einen breiten Graben um ihr Lager. Kurze Zeit später standen in der Mitte des Lagers die Zelte für die Heerführer – die übrigen Krieger mussten unter freiem Himmel, auf der vom Brand warmen Erde schlafen.

Nun lag das Tuchla-Tal wieder in tiefer Dunkelheit. Die Mongolen wollten ein Lagerfeuer anzünden, aber alles Brennbares hatten sie in die Flammen geworfen, oder es war von dem Fluss weggeschwemmt worden. So musste die Truppe im Dunkeln schlafen und Wache halten; nicht einmal den Graben konnten sie so tief ausheben, wie es nötig gewesen wäre, denn es war inzwischen ganz dunkel geworden. Mit finsterner, wütender Miene ging Burunda durch das Lager, prüfte den Graben und die Wachen, sprach mit den Anführern und erteilte Befehle für den Fall eines nächtlichen Angriffs. Es war schon fast Mitternacht, als es im Lager ruhig wurde. Nur die Rufe der Posten und das Tosen des Wassers durchbrachen die Stille.

An einer Stelle des Mongolenlagers aber schimmerte Licht: im Zelt Tugar Wolks brannte eine Pechfackel. Sie flackerte, zischte, qualmte und warf einen unsicheren, schwachen Schein auf das Innere des Bojarenzelts. Es war leer und sah unbehaglich aus, wie in der Seele Tugar Wolks selbst. In schwere Gedanken versunken, schritt Tugar Wolk auf und ab. Die hochfahrenden Worte Burundas brannten in seiner stolzen Seele. Sie hatten ihn getroffen wie ein Schlag ins Gesicht und ihm zum Bewusstsein gebracht, was für einen abscheulichen Weg er betreten hatte.

»Peta hat mir versichert, dass mir die Gunst des Dschingis-Khan gewiss sei«, murmelte er vor sich hin, »und dieser unflätige Mensch behandelt mich wie einen Hund. Bin ich denn wirklich ihr Diener, der niedrigste Diener dieser Sklaven? Peta hat mir ein großes Karpaten-Fürstentum, alle diese Berge hier versprochen, und Burunda stößt solche Drohungen gegen mich aus. Ich fürchte, er wird sein Wort halten, dieser Teufel! Was soll ich machen? Was kann ich tun? Er hat mich in der Hand! Ich bin ein Gefangener, wie dieser Bauer Maxim es

gesagt hat! Übrigens, wo ist Maxim? Könnte man ihn nicht gegen einen freien Abzug aus dieser Falle austauschen? Das ist eine gute Idee!«

Tugar Wolk rief zwei Mongolen, die neben seinem Zelt lagen, und befahl ihnen, den Gefangenen zu suchen und herzuführen. Murrend und widerstrebend gehorchten sie. Die Tuchlaer Luft schien sich auf die strenge Disziplin der Mongolen nicht günstig auszuwirken...

Wo war Maxim? Wie ertrug er die Gefangenschaft?

Er saß, an schwere Ketten geschmiedet, gegenüber dem Haus seines Vaters und starrte auf den Hof, wo er als Kind gespielt und noch gestern als freier Mensch gearbeitet hatte. Nun lagen dort diese widerlichen Mongolen herum. Man hatte ihn auf einem Pferderücken hergebracht, und als der Befehl gekommen war, haltzumachen und das Dorf abzubrennen, hatte man ihn auf die Erde geworfen. Niemand kümmerte sich um ihn, niemand bewachte ihn. Aber an eine Flucht war nicht zu denken, denn ringsum wimmelte es von Mongolen, die auf der Suche nach Beute hin und her liefen. Maxim wusste nicht, was um ihn herum vorging, und saß unbeweglich wie ein steinernes Wegmal auf der Straße. Sein Kopf war wie ausgehöhlt, er konnte die Gedanken nicht zusammenhalten und war nicht imstande, was er sah und hörte in seiner ganzen Bedeutung zu erfassen. Wie Scharen aufgescheuchter schwarzer Vögel huschte alles an seinen Augen vorüber. Nur eines fühlte er deutlich – das kalte Eisen der Ketten drückte ihn und schien alle Kraft aus seinem Körper und alle Gedanken aus seinem Gehirn zu saugen.

Plötzlich leuchtete die ganze Umgebung rot auf, Rauchschwaden wälzten sich die Straße entlang und hüllten Maxim völlig ein. Der Atem stockte ihm, seine Augen tränten. Tuchla stand in Flammen. Maxim saß mitten auf der Brandstätte und rührte sich nicht. Der Wind trieb ihm den Rauch ins Gesicht, überschüttete ihn mit Funken. Glühendheiße Luft umhüllte ihn – er schien alles nicht zu spüren. Er war froh, dass er mit seinem geliebten Heimatort zusammen sterben sollte, dass er wie ein gold glitzernder Funke in die Luft fliegen und dort oben in der klaren, kalten Luft nahe den Sternen erlöschen durfte. Aber die Ketten, die Ketten! Wie furchtbar sie ihn jetzt drückten! Da – nun hatte das Feuer sein Vaterhaus erfasst, unter dem Dach schoss die Flamme hervor, kroch wie eine feurige Schlange rings um die Fenster, drang durch die Tür ins Innere. Eine gewaltige Rauchwolke wälzte sich heraus. Voll Entsetzen starrte Maxim in die Flammen. Er verspürte einen heftigen stechenden Schmerz, als wäre in seiner Brust etwas zerrissen, und als die Flammen aufloderten, als das Dach einstürzte, als sein geliebtes Heim zusammenbrach und ein ganzes Meer von Funken aus der glühenden Feuermasse in den Himmel emporschoss, schrie Maxim auf und sprang auf die Füße, um wegzulaufen, irgendwohin, um wenigstens irgend etwas zu retten. Doch schon nach einem Schritt sank er kraftlos wie ein gefälltter Baum zu Boden und verlor das Bewusstsein.

Der Brand war längst erloschen. Heißer, beißender Qualm zog durch das Tal, und das Kriegsgeschrei der Mongolen, die unter der Führung von Burunda und Tugar Wolk neben dem Talausgang mit den Tuchlaern gekämpft hatten, war verstummt. Die Rauchschwaden verzogen sich, und ein klarer Sternenhimmel wölbte sich über dem Tal. Still war es im Lager der Mongolen geworden, doch Maxim lag noch immer wie tot mitten auf der Straße. Aber er lebte, seine Brust hob und senkte sich. So fanden ihn die Mongolen. Erschrocken betrachteten sie sein blasses, blutbeflecktes Gesicht. Sie fürchteten, er sei im Feuer erstickt. Doch als sie ihn mit Wasser besprengten, ihm das Gesicht wuschen und ihm zu trinken gaben, schlug er die Augen auf und blickte um sich.

»Er lebt! Er lebt!« riefen die Mongolen erfreut, stützten den Erschöpften, der wieder das Bewusstsein verlor, und schleppten ihn zum Zelt des Bojaren.

Selbst Tugar Wolk erschrak, als er den verhassten jungen Mann in diesem beklagenswerten Zustand erblickte. Das Gesicht war von einer fast grünlichen Totenblässe überzogen, die Lippen waren vor Hitze und Durst geplatzt, seine Augen von Rauch gerötet und vor Ermattung und seelischer Qual glanzlos wie trübes Glas. Seine Beine zitterten wie bei einem hundertjährigen Greis, und als er eine Minute gestanden hatte, konnte er sich nicht länger aufrecht halten und ließ sich auf die Erde fallen. Die Mongolen entfernten sich. Lange Zeit blickte der Bojar nachdenklich auf Maxim. Warum hasste er diesen Menschen? Warum hatte er so furchtbares Unglück über ihn heraufbeschworen? Warum hatte er ihn nicht gleich töten lassen, sondern ihn einem langsamen und dennoch unvermeidlichen Tod ausgeliefert? Die

Mongolen würden ihn niemals lebendig aus ihren Händen lassen. Wie ein Stück Vieh würden sie ihn abschlachten und am Wege liegenlassen, sobald sie es satt hatten, ihn mit sich herumzuschleppen. Weshalb hasste er eigentlich diesen Burschen so? Doch nicht, weil er seiner Tochter das Leben gerettet hatte? Oder weil sie ihn liebte? Wegen seines wahrhaft ritterlichen Heldenmuts und seiner Aufrichtigkeit? Oder vielleicht, weil er sich mit ihm auf eine Stufe stellen wollte? Nun, jetzt standen sie auf einer Stufe – beide waren Gefangene, und beide waren unglücklich. Tugar Wolk fühlte, dass sein Zorn gegen Maxim zu erlöschen begann wie ein Feuer, das keine Nahrung erhält. Gleich nachdem Maxim gefangen genommen worden war, hatte Tugar Wolk versucht, ihn für sich zu gewinnen, aber nicht aus Mitgefühl, sondern aus List. Doch Maxim hatte ihm überhaupt nicht geantwortet. Allerdings hatte der Bojar ihm Ratschläge gegeben, die Maxim nicht befolgen konnte. Er hatte ihm geraten, in den Dienst der Mongolen zu treten und sie über die Berge zu führen. Er hatte ihm dafür eine hohe Belohnung versprochen, aber gedroht, dass ihn die Mongolen totschiagen würden, wenn er sich weigerte. »Mögen sie mich totschiagen!«, das waren die einzigen Worte, die der Bojar aus Maxims Mund zu hören bekam. Merkwürdigerweise aber hatten diese stolzen Worte, die von Maxims Charakterfestigkeit und von seiner großen Freiheitsliebe zeugten, den Bojaren nicht erzürnt, im Gegenteil, sie hatten ihm sehr gefallen. Jetzt aber fühlte er deutlich, dass in seinem Herzen etwas wie ein Klumpen Eis schmolz. Beim Anblick der Brandstätte des freien Tuchla begann er zu begreifen, dass seine Bewohner richtig gehandelt hatten. Obwohl sein Herz blind war vor Machtgier, so war es doch noch nicht taub gegen die Stimme seines Gewissens. Der Bojar blickte jetzt mit anderen Augen und anderem Gefühl auf den halbtoten, erschöpften jungen Menschen vor sich. Er trat auf ihn zu, ergriff seine Hand, wollte ihn hochziehen und auf die Bank setzen.

»Maxim!« sagte er freundlich, »was ist mit dir geschehen?«

»Lass mich!« stieß Maxim mit schwacher Stimme hervor. »Lass mich in Ruhe sterben!«

»Maxim, du bist so jung, warum denkst du ans Sterben? Ich überlege gerade, wie ich dir zur Freiheit verhelfen kann, und du sprichst vom Tod! Steh auf, setz dich hier auf die Bank und stärke dich etwas. Ich muss mit dir sprechen.«

Obwohl Maxim nur die Hälfte von dem verstand, was der Bojar sagte, und diesen Worten keinen Glauben schenkte, verlangte sein geschwächter, hungriger Körper doch allzu heftig nach einer Stärkung, als dass er die Gastfreundschaft des Bojaren hätte ablehnen können. Ein Becher feurigen Weins erfrischte ihn und weckte sofort neue Lebenskräfte in ihm; ein Stück gebratenes Fleisch stillte seinen Hunger. Während er aß, saß ihm der Bojar gegenüber und sprach ihm mit freundlichen Worten Mut zu.

»Du dummer Bursche«, sagte er, »einer wie du muss leben und darf nicht an den Tod denken. Das Leben ist eine kostbare Sache, für keine Schätze dieser Welt kann man es kaufen.«

»Das Leben in Unfreiheit ist nichts wert«, entgegnete Maxim, »da ist der Tod besser...«

»Nun ja. .. natürlich.. .«, stimmte der Bojar ihm zu, »doch ich sage dir ja, dass du frei sein kannst.«

»Indem ich mein Volk verrate und die Mongolen über die Berge führe? Niemals! Lieber will ich sterben, als auf diesem Weg die Freiheit erlangen!«

»Davon ist jetzt nicht die Rede«, sagte der Bojar, »sondern davon, wie du auch ohne diesen Verrat – wie du es nennst – noch heute frei werden kannst.«

»Wie denn?« fragte Maxim.

»Ich wusste, dass es dich interessieren wird.« Der Bojar verzog seinen Mund zu einem Lächeln. »Also hör zu. Deine Tuchlaer haben uns in diesem Tal eingeschlossen, indem sie den Ausgang versperrt haben. Natürlich ist ihr Widerstand lächerlich, denn sie werden uns nicht aufhalten. Aber wir wollen keine Zeit verlieren. Darum handelt es sich.«

Die Augen Maxims leuchteten bei dieser Nachricht vor Freude auf.

»Eingeschlossen haben euch die Tuchlaer, sagst du?« rief er, »und ihr könnt nicht hinaus? Nun, Gott sei Dank! Ich hoffe, dass ihr wirklich nicht hinauskommt. Die Tuchlaer sind ein zähes Volk: wen sie erst einmal gefasst haben, den lassen sie auch so leicht nicht wieder aus den Fingern.«

»Nun – nun – nun!« unterbrach ihn der Bojar. »Freu dich nicht zu früh! Unsere Truppen sehen nicht so aus, als ob eine Handvoll deiner Landsleute sie festhalten könnte! Ich

wiederhole: es handelt sich nicht darum, dass man uns hier den Weg versperrt, sondern um die Zeit, die wir verlieren! Wir haben es eilig!«

»Was wollt ihr also von mir?«

»Folgendes: Ich werde heute noch zu deinen Tuchlaern gehen und versuchen, mit ihnen zu verhandeln. Ich will ihnen anbieten, dich gegen freien Abzug unserer Truppen auszutauschen, und ich hoffe, dass du mir die Worte sagst, die deinen Landsleuten und deinem Vater zu Herzen gehen, damit sie unseren Vorschlag annehmen.« »Deine Mühe ist vergebens, Bojar! Darauf lassen sich die Tuchlaer niemals ein.«

»Darauf lassen sie sich nicht ein?« rief der Bojar verwundert. »Warum denn nicht?«

»Sie werden kämpfen bis zum letzten Mann, um euch nicht über die Berge zu lassen. Glaubst du wirklich, dass sie meinetwegen ihre Brüder diesseits und jenseits der Berge verraten, damit deren Dörfer dann ebenso zerstört würden wie unser Tuchla?«

»Sie werden trotzdem zerstört werden, du Dummkopf!« sagte der Bojar. »Die Kräfte deiner Tuchlaer sind zu gering, als dass sie uns aufhalten könnten.«

»Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben, Bojar! Wozu braucht man hier viel Kräfte, wenn die Natur selbst euch mit ihren Felswänden aufhält?«

»Sag mir trotzdem, wie ich mit deinem Vater und den anderen reden muss, damit meine Worte an ihr Herz rühren.«

»Sei aufrichtig und sag die Wahrheit, das ist das einzige Zauberwort.«

»Ach, dummer Bursche!« rief der Bojar unzufrieden. »Das ist alles nicht so einfach bei euch. Dein Vater ist ein alter Zauberer, er kennt ein Wort, das jedes Herz erweicht, und er hat es dich sicher auch gelehrt. Ohne dieses Wort konntest du unmöglich meine Bogenschützen auf deine Seite bekommen, die ganz umsonst so verzweifelt, wie sie es für die höchste Summe nicht getan hätten, gegen die Mongolen gekämpft haben.«

Maxim lächelte insgeheim.

»Du bist ein merkwürdiger Mensch, Bojar!« sagte er. »Ich kenne kein derartiges Wort, doch ich sage dir offen: selbst wenn ich es wüsste, würde ich es dir nicht sagen, damit du die Tuchlaer nicht zu so einem Tausch überreden könntest.«

Jetzt packte den stolzen Bojaren die Wut.

»Bursche! Besinn dich, wer und wo du bist!« schrie er. »Denke daran, dass du ein Gefangener bist, dass dein Leben von der Laune jedes beliebigen Mongolen abhängt.«

»Was bedeutet schon mein Leben!« entgegnete Maxim ruhig. »Ich mache mir nichts mehr aus meinem Leben! Wer nur für einen Augenblick die Unfreiheit kennen gelernt hat, hat mehr Bitterkeit erfahren als den Tod.«

In diesem Augenblick wurde der Vorhang des Zelts zurückgeschlagen, und mit raschem Schritt trat Miroslawa ein. Sie sah sich flüchtig um und stürzte, ohne ihren Vater zu beachten, zu Maxim.

Ach, da ist er! Da ist er!« rief sie. »Irgendetwas hat mich hergetrieben! Mein Falke, Maxim! Was ist mit dir?« Maxim saß wie versteinert da und ließ keinen Blick von Miroslawa. Seine Hand lag in der ihren. Ihre Worte klangen ihm in den Ohren wie Glockengeläut, er sog sie ein wie eine welkende Blume den belebenden Tau. Sie aber schmiegte sich an ihn wie ein Täubchen. Ihre Tränen benetzten seine schweren Fesseln und lösten das angetrocknete Blut von seinen Händen. Wie froh und warm wurde ihm ums Herz, als sie sich an ihn schmiegte und ihre zarte Hand ihn berührte! Wie stürmisch pulste das Blut in seinen Adern! Eine unbändige Lebenslust erwachte in ihm! Doch die Ketten drückten unbarmherzig und erinnerten ihn daran, dass er ein Gefangener war, dass über ihm das blutige Mongolenschwert schwebte! Wie eine Schlange kroch ihm dieser Gedanke durchs Hirn, und Tränen stürzten ihm aus den Augen.

»Miroslawa«, sagte er mit abgewandtem Gesicht, »warum bist du hierher gekommen - willst du meine Qualen noch vergrößern? Ich war schon bereit zu sterben, du aber hast meine Liebe zum Leben wieder erweckt!«

»Mein Lieber!« sagte Miroslawa. »Gib die Hoffnung nicht auf. Trotz aller Gefahren bin ich hierher gekommen, ins feindliche Lager, um dir das zu sagen: Verlier nicht die Hoffnung!«

»Was nutzt mir die Hoffnung? Die Hoffnung zerreißt diese Ketten nicht.«

»Aber mein Vater wird sie zerreißen.«

»Ach, dein Vater! Ja, er sagt, dass er es tun will, aber er verlangt dafür einen Dienst, den ich ihm nicht erweisen kann.«

»Was für einen Dienst?«

»Er will zu den Tuchlaern gehen und sie überreden, den Mongolen freien Abzug zu gewähren, wenn ich ihnen zurückgegeben werde. Und ich soll ihm ein Zauberwort sagen, das ihm die Herzen der Tuchlaer öffnet.«

Mirolawa sah ihren Vater erstaunt an. Dann verwandelte sich ihr Staunen langsam in Freude.

»Vater«, sagte sie, »ist das wahr?«

»Ja!« erwiderte Tugar Wolk.

»Und du glaubst, dass Maxim ein solches Wort kennt?« »Er muss es kennen. Auch dich hat er ja sofort für sich gewonnen. Ohne Zauberei war das nicht möglich.« Mirolawa betrachtete Maxim lächelnd, mit einem Blick voll grenzenloser Liebe, und wandte sich dann ihrem Vater zu: »Hast du schon die Erlaubnis des Heerführers, dass du mit den Tuchlaern verhandeln darfst?«

»Nein, noch nicht. Aber das ist die Sache eines Augenblicks. Sein Zelt steht neben dem meinen.«

»Dann geh jetzt zu ihm! Ich werde Maxim inzwischen überreden, dir dieses Wort zu sagen.«

»Du willst ihn überreden?«

»Ja! Nun geh schon!«

»Er hat das Mädchen behext«, murmelte der Bojar im Hinausgehen. »Verzaubert hat er sie, nichts sonst! Sie wirft sich ihm von selbst an den Hals!«

»Maxim, mein Herz«, sagte Mirolawa, nachdem ihr Vater das Zelt verlassen hatte, schlang die Arme um seinen Hals und küsste seine bleichen, trockenen Lippen, »sei nicht traurig! Die Mongolen kommen hier nicht heraus, sie gehen hier alle zugrunde!«

»O Mirolawa, du meine Sonne!« erwiderte Maxim betrübt, »ich möchte dir so gern glauben, aber sie sind zu sehr in der Überzahl gegen unsere schwachen Kräfte.« »Es sind Hilfstruppen aus den Bergen und von jenseits der Berge gekommen.«

»Sie sind schlecht bewaffnet.«

»Auch darum brauchst du dir keine Sorgen zu machen. Hör nur: Hunderte von Äxten dröhnen im Wald; es dauert nur noch kurze Zeit, dann werden viele Feldfeuer rings um das Tal auflodern, und neben jedem Feuer werden unsere Männer Steinschleudern aufstellen.«

»Wer hat sich denn das ausgedacht? Wer hat unsere Männer das gelehrt?«

»Ich, mein Liebster. Ich habe solche Steinschleudern auf den Mauern von Halitsch genau betrachtet. Bevor die Sonne über dem Selemen emporsteigt, werden von fünfzig Stellen Steine auf die Köpfe der Mongolen hinuntergeschleudert.«

Maxim umarmte Mirolawa und presste sie fest an sein Herz. »Du, mein Leben«, sagte er, »du wirst die Retterin unseres Tuchla sein!«

»Nein, Maxim«, entgegnete Mirolawa, »nicht ich werde der Retter von Tuchla sein, sondern dein Vater. Was sind meine kläglichen Steinschleudern gegen ein solches Heer von Feinden! Dein Vater führt eine Macht ins Feld, vor der kein Heer bestehen kann.«

»Was für eine Macht soll das denn sein?« fragte Maxim und sah erstaunt zu ihr auf.

»Horch!« flüsterte Mirolawa. Irgendwo in den Bergen rollte dumpfer Donner.

»Es donnert«, bemerkte Maxim, »und...?«

»Was – und?« rief Mirolawa lebhaft. »Das ist der Tod der Mongolen! Das ist ein größerer Zerstörer als sie, doch ein Zerstörer, der für uns arbeitet... Hör doch nur!«

Sie blickte sich misstrauisch um, beugte sich dann, obwohl außer ihnen niemand im Zelt war, zu Maxim und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr. Wie von einer mächtigen Hand emporgerissen sprang Maxim von seinem Platz auf, so heftig, dass die Ketten klirrten.

»Mädchen! Du holdes Zauberes!« rief er und betrachtete Mirolawa erregt und voll tiefer Bewunderung. »Wer bist du, und wer hat dich mit solchen Nachrichten hierher geschickt? Du kannst nicht Mirolawa sein, die Tochter des Tugar Wolk, du bist sicher der Geist des ‚Wächters‘, den man den Schutzpatron von Tuchla nennt!«

»Nein, Maxim, mein Lieber«, sagte das Mädchen, »ich bin es, Mirolawa, die dich so sehr liebt, dass sie mit Freuden ihr Leben hingeben würde, um dich glücklich zu machen.«

»Als ob ich ohne dich glücklich sein könnte!«

»Maxim, hör zu, was ich dir noch sage: flieh unverzüglich aus diesem Lager!«

»Wie soll ich denn fliehen? Die Wache schläft doch nicht.«

»Die Wache wird dich durchlassen. Du siehst – mich hat sie auch durchgelassen! Du brauchst nur folgendes zu tun: Zieh mein Kleid an und nimm diesen goldenen Ring – den hat mir der Heerführer der Mongolen gegeben. Mit ihm kann ich mich frei und ungehindert im Lager bewegen. Wenn du ihn den Wachen zeigst, lassen sie dich durch.«

»Und du?«

»Mach dir um mich keine Sorgen. Ich bleibe bei meinem Vater.«

»Aber wenn die Mongolen erfahren, dass du mich hinausgelassen hast, werden sie kein Erbarmen mit dir haben. Nein, nein, das will ich nicht! Nein, das darf nicht sein, Miroslawa!«

»Hab doch keine Angst um mich, ich werde mir schon selbst helfen!«

»Ich mir auch«, sagte Maxim trotzig.

In diesem Augenblick betrat der Bojar das Zelt. Sein Gesicht war gerötet und mürrisch, vor Unmut und Wut krauste er die Stirn. Burunda hatte ihn noch strenger behandelt als bisher, seinen Ratschlag, Maxim auszutauschen, unter Vorwürfen entgegengenommen und sich nur widerstrebend einverstanden erklärt. Der Bojar fühlte sich immer beengter, als ob er in einem eisernen Käfig säße, dessen Stäbe immer dichter auf ihn zurückten.

»Na, was ist?« fragte er scharf und sah weder Maxim noch seiner Tochter ins Gesicht.

Da hatte Miroslawa einen glücklichen Gedanken. »Es ist alles gut, Vater«, sagte sie, »nur...«

»Was ,nur'?«

»Das Zauberwort Maxims ist aus dem Munde jedes anderen unwirksam, es hat nur Kraft, wenn er selbst es ausspricht...«

»Na, dann eben nicht, hol's der Teufel!« brummte der Bojar wütend.

»Nein, Vater, hör, was ich dir sage. Lass ihm die Ketten abnehmen und geh mit ihm zu den Tuchlaern. Hier ist der Ring, den Peta mir gegeben hat – damit lässt die Wache ihn durch.«

»Ich danke dir für deinen guten Rat, meine Tochter! ,Geh mit ihm zu den Tuchlaern', das heißt, reiß dir selbst die letzte Hoffnung auf Rettung aus der Hand. Die Tuchlaer werden den Gefangenen behalten und mich wegjagen! Nein, daraus wird nichts. Ich gehe allein, auch ohne sein Zauberwort.«

Miroslawa wurde traurig. Ihre klaren Augen füllten sich mit Tränen.

»Mein stolzer Falke!« sagte sie und schmiegte sich wieder an Maxim. »Tu, was ich dir rate: nimm diesen Ring!« »Nein, Miroslawa, mach dir keine Sorgen um mich!« erwiderte Maxim.

»Ich weiß, was ich tun werde. Geh und hilf den Unseren, und euch allen möge unser ,Wächter' helfen!«

Unsagbar schwer fiel Miroslawa der Abschied von Maxim. Überließ sie ihn doch einem fast sicheren Untergang, obwohl sie alle ihre Kräfte sammelte, ihre sorgenvollen Gedanken nicht auszusprechen. Sie küsste ihn heimlich und drückte ihm, leidenschaftlich die Hand, dann lief sie hinter ihrem Vater aus dem Zelt. Maxim aber blieb allein, und sein Herz bebte vor unklarer Freude, Unruhe und Hoffnung.

Kapitel 7

»Was ist das für ein Klopfen im Wald?« fragte der Bojar seine Tochter, während sie nebeneinander durch das Mongolenlager schritten.

»Man fällt Bäume«, erwiderte Miroslawa kurz. »Jetzt? In der Nacht?«

»Es ist bald Tag.«

Kaum hatte Miroslawa diese Worte gesprochen, als hier und da auf den hohen Steilhängen, die das Tal umschlossen, Feuer aufleuchteten. Dort entzündeten die Tuchlaer Holzstöße. Nach wenigen Minuten flammten rings um das Tal Feldfeuer auf, als leuchteten im Dunkel die Augen gigantischer Wölfe, die im nächsten Augenblick ins Tal herab springen würden, um das Mongolenheer zu verschlingen. Neben jeder Feuerstelle huschten einige dunkle Gestalten hin und her. Das Hämmern der Äxte ertönte mit verdoppelter Kraft.

»Was machen sie da?« fragte der Bojar beunruhigt. »Sie bearbeiten die Stämme.«

»Wozu?«

»Wenn wir am Ziel sind, wirst du es sehen.«

Sie setzten ihren Weg durch das Lager fort. Die Posten blickten beunruhigt auf die Feldfeuer und weckten ihre Vorgesetzten. Als diese sahen, dass sich die Tuchlaer ruhig verhielten, befahlen sie, keinen Lärm zu machen, sondern nur auf der Hut zu sein. Dass man so viele Feuer angezündet hatte, war den Mongolen nur recht – also würde es keinen heimlichen Überfall geben. Im Schein der Feuer konnten sie ruhig schlafen, wartete doch morgen ein schwerer Kampf auf sie!

Der Bojar und Miroslawa hatten inzwischen das Lager durchschritten, waren über ein schmales Feld gegangen und an der steilen Felswand angelangt. Sie suchten lange nach dem Fußpfad, bis Miroslawa ihn endlich zwischen Sträuchern und Farnkraut entdeckte. Mühsam stiegen sie bergauf.

»Wer da?« ertönten Stimmen neben einer Feuerstelle. »Gut Freund«, antwortete Miroslawa.

»Was für Freunde?« riefen die Tuchlaer zurück und versperrten den Pfad. Doch dann erkannten sie Miroslawa. »Wer ist bei dir?«

»Mein Vater. Der Mongolen-Begadyr schickt ihn, um mit unseren Alten zu verhandeln.«

»Was gibt's da zu verhandeln? Sobald die Sonne am Himmel aufgeht, reden wir eine andere Sprache.« »Sieh mal einer an, wie mutig ihr seid!« sagte Tugar Wolk höhnisch lachend.

»Nun, auf diese Freude braucht ihr nicht mehr lange zu warten. Es fragt sich nur, ob sich auch eure Mütter darüber freuen werden, wenn sie eure Köpfe auf den Speeren der Mongolen aufgespießt sehen!«

»Hüte deine Zunge, du Rabe!« schrieten die Tuchlaer und umringten den Bojaren..

Tugar Wolk versuchte sie zu beschwichtigen. »Nun, nun, ich wünsche euch das ja nicht, ich sage nur, dass es nicht schön wäre. Um euch vor diesem Schicksal zu bewahren, will ich ja mit euren Alten verhandeln. Ihr tut mir leid, ihr jungen, unvernünftigen Menschen! Ihr wollt blind in den Tod laufen, ohne zu überlegen, ob jemand einen Vorteil davon hat. Aber eure Alten haben die Pflicht, darüber nachzudenken.«

Mit diesen Worten näherte sich der Bojar dem Feldfeuer, neben dem einige Männer einen Baum mit Äxten bearbeiteten. Andere bohrten in bereits behauene Stämme Löcher, wieder andere höhlichten runde Einkerbungen aus und trieben Spünde hinein.

»Was macht ihr da?« fragte der Bojar.

»Rate mal, wenn du klug genug bist«, antworteten sie spöttisch, während sie je zwei Bäume mit festen Querbalken verbanden, so dass die Form eines Tores entstand. Die Verbindung zwischen zwei Toren stellten dicke Bretter dar, die oben und unten befestigt wurden. Der Bojar sah zu und schlug vor Überraschung mit der flachen Hand auf die Bretter.

»Eine Steinschleuder!« rief er. »Ihr Burschen, wer hat euch gelehrt, diese Waffe zu bauen?«

»Nun, es hat uns jemand gelehrt«, erwiderten die Männer und meißelten aus einem dicken Buchenstamm eine Art riesigen Löffel heraus, dessen Stiel sie in ein dickes, fest zusammengedrehtes Seil steckten. Dieses Seil wurde zwischen die Pfeiler des vorderen Tors gespannt. Mit Hilfe von zwei Winden, die an den Pfeilern befestigt waren, sollte der Löffel, in dessen Mulde ein Stein gelegt wurde, zurückgezogen werden. Sobald die Männer das Seil losließen, würde der Stein weit in das Lager der Mongolen hineingeschleudert werden.

Tugar Wolk sah sich nach allen Seiten um: neben jedem Feldfeuer waren Männer damit beschäftigt, eine solche Steinschleuder zu bauen, während die Jungen, die Frauen und Kinder Seile flochten.

Unseren Mongolen wird es heiß werden, wenn sie sich unter solchen Geschossen den Weg aus dieser Grube bahnen sollen, dachte Tugar Wolk, während er mit seiner Tochter auf einem ausgetretenen Pfad durch den Wald ging, um zu der Lichtung zu gelangen, auf der ein mächtiges Holzfeuer brannte.

Auf der Lichtung hatten sich die Gemeindeältesten zur Beratung versammelt.

»Miroslawa«, sagte Tugar Wolk nach minutenlangem Schweigen, »hast du sie gelehrt, diese Schleudern zu bauen?«

»Ja«, erwiderte Miroslawa und sah den Vater aufmerksam an. Sie erwartete einen Wutausbruch. Doch sie hatte sich geirrt. Ein Ausdruck von Befriedigung huschte über sein Gesicht.

»Gut«, sagte er nur kurz.

Miroslawa wunderte sich und verstand nicht, was dieser Stimmungsumschwung ihres Vaters bedeuten sollte. Sie ahnte nicht, dass er von einem Erfolg des Mongolen-Feldzuges nicht mehr überzeugt war. Er glaubte auch nicht mehr, dass sie die ihm gegebenen Versprechen halten würden. Unter diesen Umständen hielt er es für besser, sich einige Sympathie der Gemeinde zu erringen. Darum kam ihm die Handlungsweise seiner Tochter sehr gelegen.

Inzwischen hatten sie die Lichtung erreicht, auf der die Ältesten die ganze Nacht ohne Schlaf verbrachten und beratschlagten. Es war eine große Waldwiese, die nach Süden sanft abfiel und im Norden von einer Felswand aus weichem Karpatenschiefer abgeschlossen wurde. Riesige Tannen bildeten im Osten, Süden und Westen einen Halbkreis um die Lichtung, so dass die Sonne nur bei ihrem höchsten Stand zur Mittagsstunde dort hinein scheinen konnte. Irgendwann einmal vor langer Zeit hatte man die Wiese mit Steinplatten gepflastert, über denen jetzt ein weiches Vlies aus Moos und breitblättrigem Farnkraut gewachsen war. Nur ein schmaler Pfad führte zu einer tief in den Fels eingehauenen Höhle, die nach Süden zu offen war. Die Wände dieser Gruft waren grau, ohne jeden Schmuck. In den roten Stein waren Bänke und Vertiefungen eingehauen, hier und da sah man noch Spuren von Feuer. Nur an der Decke befand sich eine Verzierung – eine aus dem Stein gemeißelte erhabene Halbkugel, die ein glänzender goldener Reifen umgab.

Das war der einstige Tempel der Tuchlaer, in dem die Urahnen zum Schöpfer allen Lebens, zum Sonnengott Daschbog beteten. Die gold bereifte Halbkugel an der Decke stellte sein Abbild dar. Auch als die Tuchlaer längst zum Christentum bekehrt worden waren, vergaßen sie, während sie in der Kirche von Kortschin zum Gott der Christen beteten, lange Zeit die alten Götter ihrer Vorfahren nicht. Und der Weg zur »Hellen Waldwiese« wuchs niemals zu, das Ewige Feuer in der Mitte der Lichtung erlosch nicht, und vor den kleinen Seitenaltären der Lada und des Did rauchte oft duftender Wacholder und zuckten Opfertauben, die junge Mädchen oder Burschen niedergelegt hatten. Die Geistlichen aber achteten immer strenger darauf, dass die Leute nicht zu den alten Göttern beteten; die Jugend hörte auf, Lada und Did Opfergaben zu bringen, und die Kinder wuchsen in einem neuen Glauben heran. Nur unter den alten Leuten blieben hier und da noch Reste des früheren Glaubens lebendig, der jeder Gemeinde erlaubte, ihren eigenen Gott zu haben, so wie Tuchla seinen »Wächter« hatte, der die Menschen nicht mit Strafen und Qualen nach dem Tode bedrohte, sondern im Gegenteil den Tod als die höchste Strafe ansah, den Tod des Körpers und der Seele für die Menschen, die Unrecht begingen. Die neue, fern im Osten geborene Religion begann in Russland zu herrschen, oder richtiger gesagt, sie vermischte sich mit dem alten Glauben und wuchs so mit den Anschauungen des Volkes zusammen.

Nach und nach starben die alten Leute, die Anhänger des früheren Glaubens, und die wenigen, die noch lebten, wagten nicht, ihn offen zu verkünden oder gar die junge Generation zu lehren. Sie bewahrten ihn in ihren Herzen in dem wehmütigen Bewusstsein, dass er mit ihnen zusammen für immer ins Grab sinken würde.

Einer der letzten offenen Anhänger des alten Glaubens war Sachar Berkut. Seltsamerweise hatte er diesen Glauben aus der Einsiedelei des Mönchs Akinth mitgebracht. Ob der greise Wunderdoktor seinen Schüler den früheren Glauben, der eng mit der Natur und ihren Kräften verbunden war, gelehrt hatte oder ob Sachar Berkuts Herz das byzantinische Christentum

widerstrebte – wer weiß. Jedenfalls bekannte sich Sachar Berkut nach dem Aufenthalt bei Akinth zum alten Glauben und schwor, ihm bis zu seinem Tode treu zu bleiben. Auf der »Hellen Waldwiese« war das Ewige Feuer längst erloschen, kein duftender Wacholder rauchte mehr, und die Kortschiner Popen nannten diese Stätte einen verfluchten und unreinen Ort. Doch so verwahrlost das ehemalige Heiligtum auch war, niemand hatte gewagt, das Abbild der Sonne, den goldenen Reifen, anzutasten. Er leuchtete noch immer an der Decke des Tempels und wartete auf die Strahlen der Mittagssonne, um tausendfach zu glühen und zu funkeln. Sachar Berkut pflegte das alte Heiligtum, und der Pfad zu dem Gewölbe, der über die Lichtung führte, war von seinen Füßen ausgetreten. Jedes Jahr im Frühling verbrachte Sachar seit mehr als fünfzig Jahren eine Woche einsam in Gebeten und Betrachtungen vertieft auf der »Hellen Waldwiese« und kehrte jedes Mal seelisch gestärkt und mit klaren, reinen Gedanken heim. Mehr als einmal beobachteten die Tuchlaer von ihrem Tal aus, dass sich über den Wipfeln der Tannen, die die »Helle Waldwiese« umsäumten, kleine bläuliche Rauchschwaden kräuselten, und sie sprachen untereinander: »Da betet unser Sachar zu den alten Göttern.« Sie sagten das ohne Spott und ohne Hass, denn obwohl Sachar niemand den alten Glauben lehrte, so predigte er doch umso eifriger allen, dass man fremde Überzeugungen und fremde Religionen achten müsse.

Auf der »Hellen Waldwiese« hatten sich nun in dieser schrecklichen Nacht die ältesten Männer von Tuchla versammelt. Ein großes Holzfeuer brannte mitten auf der Lichtung, geheimnisvoll rauschten die alten Tannen, wie in Erinnerung an längst vergangene Zeiten. Der Feuerschein spiegelte sich blutrot in dem goldenen Sonnenreifen des Tempels wider. Nachdenklich saßen die Greise da, lauschten auf das Hämmern der Äxte im Wald und auf die Erzählungen Sachars von alten Zeiten. Eine seltsame Stimmung hatte sich des Greises heute bemächtigt. Er, der niemals gern von dem alten Glauben sprach, redete heute unaufhörlich davon, und zudem so tief bewegt, wie er sonst nur von Dingen zu sprechen pflegte, die seinem Herzen teuer waren. Er erzählte von den Taten Daschbogs, von den Siegen Swetowids; er erzählte die Geschichte von den drei heiligen Tauben Daschbog, Swetowid und Perun, die aus einem Sandkorn die Erde schufen, wie Daschbog dann drei Tage lang auf dem Grund einer Schlucht suchte, bis er drei Körner fand – ein Weizen-, ein Roggen- und ein Gerstenkorn – und sie dem ersten Mann auf der Welt, Did, und seiner Frau Lada schenkte. Perun schenkte ihnen einen Funken und Swetowid ein Härchen, aus dem durch seinen Segen eine Kuh und ein Hirte entstanden. Sachar erzählte vom Leben der ersten Menschen und von der Sintflut, vor der sich die Menschen in Bergen und in Höhlen versteckten, von alten Riesen und ihrem Herrscher, dem Tuchlaer »Wächter«, der das Wasser des Tuchla-Sees hatte auslaufen lassen. Die Zuhörer lauschten diesen Erzählungen, als seien es Botschaften aus einer neuen, unbekannten Welt. Viele Redensarten und manches Lied wurden ihnen jetzt verständlich. Sachar Berkut selbst schien der letzte dieser guten Riesen zu sein, der Tuchla bewachte und von dem spätere Generationen ebenso erzählen würden.

Ein dürrer Zweig knackte auf dem Fußpfad, und im gleichen Augenblick traten Miroslawa und Tugar Wolk aus dem Dunkel des Waldes hervor. Miroslawa ging auf Sachar zu, während der Bojar etwas entfernt vom Feuer stehen blieb.

»Vater«, sagte Miroslawa zu Sachar, »ich habe deinen Sohn gesehen!«

»Meinen Sohn?« fragte Sachar ruhig, als handelte es sich um einen Toten.

»Ja! Mit Hilfe dieses Ringes bin ich in das Mongolenlager gegangen und habe ihn gesehen. Wir wollen hoffen, Vater, dass er bald wieder in Freiheit sein wird.« »Das wird schwer sein, meine Tochter, sehr schwer! Aber wer ist da mit dir gekommen?«

»Ich bin es, Alter!« sagte Tugar Wolk und trat vor, »Erkennst du mich?«

»Dein Gesicht erkenne ich, du bist der Bojar Tugar Wolk. Was führt dich zu uns?«

»Ich komme zu euch, den Gemeindeältesten, als Abgesandter des großen Begadyrs Burunda, des Heerführers der Mongolen.«

»Was will der Begadyr Burunda von uns?« fragte Sachar. »Burunda schickt mich, um euch zu sagen, dass sein Heer groß und unbesiegbar ist, dass ihr vergebens Sperren auf euren Passstraßen errichtet und vergebens Steinschleudern baut – gegen seine Macht kommt ihr nicht an.«

»Offenbar beginnt dein Burunda uns zu fürchten, wenn er schon versucht, uns einzuschüchtern. Das ist ein gutes Zeichen. Sprich weiter!«

»Nun, Alter, du solltest die Worte des Mongolenführers nicht missachten. Seine Drohung ist eine halbe Strafe, seine Strafe aber ist fürchterlich wie die Strafe Gottes! Hör zu, was euch Begadyr Burunda durch mich sagen lässt. Das Ziel seines Feldzugs ist Ungarn, das Reich des Arpad, der ein Untertan des großen Dschingis-Khan war und jetzt dessen Herrschaft nicht anerkennen will. Um den Aufsässigen zu bestrafen, hat der große Dschingis-Khan sein Heer nach Westen geschickt. Ist es nun eure Sache, dieses Heer auf seinem Marsch aufzuhalten? Burunda, der Führer eines Teils dieses Heeres, möchte im Guten von euch scheiden. In seinen Händen befindet sich euer Gemeindemitglied und dein Sohn. Folgendes soll ich euch mitteilen: Beseitigt eure Sperren und lasst das Mongolenheer aus eurem Tal abziehen; dafür ist er bereit, euch den Gefangenen gesund und lebendig zu übergeben. Überlegt euch gut, wie vorteilhaft dieses Angebot Burundas für euch ist. Euer Widerstand ist zwecklos: so oder so werden die Mongolen eure Sperren vernichten und ihren Weg fortsetzen. Aber sie wollen keine Zeit in eurem Tal verlieren, wollen nicht euer Blut vergießen und sind bereit, den Gefangenen gegen freien Abzug auszuliefern. Andernfalls erwartet ihn selbstverständlich der Tod, und zwar ein Tod unter grässlichen Foltern, und euch erwartet ein blutiges Gemetzel, in dem ihr trotz eurer Kriegslisten geschlagen werdet. Wählt, was ihr für besser haltet.«

Die Gemeindeältesten lauschten aufmerksam, und einige von ihnen waren von den Worten des Bojaren beeindruckt. Als Sachar Berkut das bemerkte, sagte er: »Brüder, wollt ihr den Vorschlag Burundas offen beraten, oder habt ihr bereits eine Antwort?«

»Beraten! Beraten!« riefen die Männer. Sachar bat Tugar Wolk, sich für kurze Zeit zurückzuziehen. Mit stolzer Miene trat der Bojar, von seiner Tochter begleitet, beiseite.

»Sachar«, sagte einer der Männer, »es handelt sich um Leben oder Tod deines Sohnes. Wollen wir nicht auf den ungleichen Kampf verzichten und den Jüngling retten?«

»Es handelt sich nicht um meinen Sohn«, entgegnete Sachar fest. »Wenn es sich wirklich um ihn handelte, würde ich euch sagen: ich habe keinen Sohn, mein Sohn ist im Kampf gefallen. Hier aber handelt es sich um unsere Nachbarn, die in den Bergen und jenseits der Berge wohnen. Sie haben uns Hilfe geschickt und würden, unvorbereitet wie sie sind, alle durch die Mongolen zugrunde gehen. Darum sage ich euch, kümmert euch nicht um meinen Sohn, sondern entscheidet so, als läge er schon unter der Erde!«

»Bedenke, Sachar, ein Kampf gegen diese Menge Mongolen wäre ein sehr ungleicher Kampf.«

»Nun gut, dann fallen wir alle bis auf den letzten Mann, und sie können über unsere Leichen gehen, wohin sie wollen. Dann haben wir wenigstens unsere Pflicht getan. Aber ein Abkommen der Art, dass wir einen einzigen jungen Menschen zurückbekommen, während alle unsere Nachbarn zugrunde gehen, wäre eine Schande, wäre Verrat! Wer weiß außerdem, ob dieser Kampf wirklich so ungleich ist? Unsere Lage ist gut, die Mongolen sind in einem steinernen Käfig gefangen. Wir können selbst ihre tollkühnsten Angriffe mit kleinen Verlusten abwehren. Selbst das wird nicht nötig sein. Noch in dieser Nacht führen wir unseren Verbündeten gegen sie ins Feld; keine menschliche Kraft hält ihm stand, selbst wenn sie zehnmal so stark wäre wie die Mongolen.«

»Du rätst uns also, den Vorschlag Burundas abzulehnen?«

»Ja, und zwar entschieden und unwiderruflich!«

»Und deinen Sohn sollen wir dem sicheren Tod preisgeben?«

»Erinnert mich nicht an meinen Sohn!« rief Sachar in tiefem Schmerz. »Wer mich zu dieser Stunde an ihn erinnert, rebelliert im Bunde mit meinem Vaterherzen gegen meinen Verstand! Mein Verstand aber sagt: den Vorschlag ablehnen! Was mein Herz sagt, das geht nur mich etwas an.«

»Dann sei es, wie du willst!« sagten die Ältesten. »Wenn Gott bestimmt hat, dass Maxim sterben soll, so können wir nichts dagegen tun; wenn nicht, so wird er sich schon irgendwie aus dem Rachen des grimmigen Feindes befreien.«

Sie riefen den Bojaren, und Sachar erhob sich, um ihm die Antwort der Gemeinde mitzuteilen. Mit Todesangst im Herzen betrachtete ihn Miroslawa. Sie hoffte immer noch, dass die Tuchlaer Maxim loskaufen würden.

»Du hast uns den Vorschlag deines Heerführers sehr klug zu preisen gewusst, Bojar. Wir wundern uns nicht darüber, denn es war deine Pflicht, so zu sprechen, wie es deine Pflicht ist, den Willen desjenigen zu erfüllen, dem du dienst. So höre, was unsere Gemeinde mit ihrem bäuerlichen Verstand dir antwortet. Wenn es sich nur um mich und deinen Begadyr handelte, so würde ich ihm mit Freuden alles geben, was ich besitze, sogar meinen eigenen alten Kopf, um die Freilassung meines Sohnes zu erwirken. Doch du schlägst uns einen ungleichen Tausch vor, durch den nur ich und mein Geschlecht einen Vorteil haben können, während nicht nur eine Gemeinde, sondern alle Gemeinden, durch die euer Weg führt, den Verlust zu tragen hätten. Ist ein solcher Tausch möglich? Ist mein Sohn den Gemeinden in den Bergen und jenseits der Berge von Nutzen? Wenn wir euch aus diesem Tal herauslassen, so geben wir die Nachbargemeinden, mit denen wir verbündet sind, dem Untergang preis. Wir haben uns verpflichtet, sie vor eurem Überfall zu schützen. Als Antwort auf unser Versprechen haben sie uns Hilfe geschickt – fünfhundert ausgewählte junge Männer. Unsere Pflicht ist es, uns bis zur letzten Minute zu verteidigen – und wir werden unsere Pflicht erfüllen. Vielleicht ist euch von Gott der Sieg über uns bestimmt, und wir können euch nicht aufhalten. Doch ihr sollt wissen, dass ihr dieses Tal nur über den Leichnam des letzten Tuchlaers verlassen werdet. Wer weiß, vielleicht aber ist der Sieg auch uns bestimmt, vielleicht seid ihr alle bei Eintritt in dieses Tal in euer Grab gelaufen, und selbst eure Leichen werden nicht mehr herauskommen. Entweder gehen wir zugrunde oder ihr – einen anderen Ausweg gibt es nicht. Das ist unsere Antwort.«

Das Gesicht Sachars glühte in einem wundersamen Feuer während seiner Rede, so dass der Bojar beim Anblick des hoch gewachsenen Greises kein Wort der Erwiderung hervorbrachte. Er sah, dass jede weitere Verhandlung zwecklos war, drehte sich schweigend um und ging in Richtung des Lagers davon. Totenstille lag über der Lichtung, nur das Feuer prasselte, und die Axtschläge krachten unaufhörlich – dort wurden die tödlichen Waffen gegen die Mongolen gebaut.

»Vater!« schrie Miroslawa plötzlich laut auf. »Vater, komm zurück!« Sie eilte ihm nach und umklammerte seinen Arm. Die Kindesliebe brach noch einmal mit mächtiger, nicht zu unterdrückender Stimme durch. »Komm zurück, Väterchen! Bleib hier, unter deinen Landsleuten! Kämpfe an ihrer Seite gegen die Eindringlinge wie ein Bruder unter Brüdern, und sie werden dir alles Vergangene verzeihen! Dort aber – was kannst du dort erhoffen? Sie werden dich verraten, dich mit Versprechungen hinhalten und dann töten! Väterchen, geh nicht zu den Mongolen zurück, dort wartet der Tod auf dich!«

Der Bojar schien zu schwanken, doch nur für einen Augenblick. Dann drückte er Miroslawa an die Brust und sagte leise, halb streng, halb zärtlich: »Dummes Mädchen! Meine Zeit ist noch nicht gekommen! Noch ist meine Hoffnung für die Mongolen nicht erloschen. Man muss mit dem rechnen, was man in der Hand hat. Aber wenn es dort nicht glücken sollte...«

»Nein, Väterchen...«, flüsterte Miroslawa unter Tränen, »lass ab von diesem Gedanken! Wer weiß, vielleicht ist es dann zu spät!«

»Hab keine Angst, es wird nicht zu spät sein. Bleib hier und verbrüdere dich, wenn du willst, mit den Tuchlaern, ich aber muss zu den anderen gehen. Vergiss nicht, Mädchen, dass dort dieser... dein Maxim ist; vielleicht werden wir einander noch brauchen. Leb wohl!«

Tugar Wolk verschwand im Wald. Eilig schritt er bis zu dem Feldfeuer, um den Pfad zum Mongolenlager hinab zu steigen. Im Schein des Feldfeuers betrachtete er noch einmal die fast fertige Steinschleuder, zog an dem Seil, schüttelte den Kopf und sagte: »Schwach!« Dann stieg er in Begleitung eines Tuchlaer Postens den schmalen, steil abfallenden Pfad ins Tal hinunter.

Auf der »Hellen Waldwiese« herrschte eine drückende, schwermütige Stille, als befände sich ein geliebter Toter unter den Versammelten. Nur Miroslawa schluchzte laut weinend. Schließlich trat sie auf Sachar zu und sagte:

»Vater, was habt Ihr getan?«

»Was ich tun musste. Alles andere wäre unehrenhaft gewesen«, erwiderte Sachar.

»Aber euer Sohn, euer Sohn! Was wird aus ihm?«

»Was ihm von Gott beschieden ist, meine Tochter. Doch genug, weine nicht! Wir müssen überlegen, was zu tun ist. Dort geht schon der Große Wagen unter, der Auerhahn beginnt im Dickicht zu balzen, die Morgendämmerung ist nah. Lasst uns die Verteidigung vorbereiten,

Freunde – oder nein, den Angriff, den letzten Kampf gegen die Mordgesellen! Denkt daran, was für eine Antwort ich ihnen gegeben habe! Kommt, hier soll niemand zurückbleiben. Alt und jung – jeder wird gebraucht. Wir werden diesen Wilden zeigen, was eine freie Gemeinde ist!«

Geräuschvoll erhoben sich die Tuchlaer und begaben sich zum Rand des Abhangs. Fast überall standen bereits die fertigen Steinschleudern. Sachar ließ den anderen nur eine Minute Zeit, die Schleudern zu betrachten, dann begaben sie sich, in Gruppen aufgeteilt, bis zu der Stelle am Abhang, wo der Tuchla-Fluss durch einen Felsspalt aus dem Tal austrat und der riesige, dicke Steinpfeiler, ihr »Wächter«, stand. Die jungen Männer trugen lange, dicke Tannenstämmen und Leitern, die jungen Mädchen große Kränze aus Laub und Tannenzweigen und die Älteren zusammengebündelte Stricke und Tauen. Die Feldfeuer auf dieser Seite waren gelöscht worden, damit der Feind nicht vorzeitig merken sollte, was hier geschah. Langsam, vorsichtig, lautlos, wie ruhig fließendes Wasser bewegte sich die Menge vorwärts. An der Spitze gingen Sachar Berkut und Mirosława. Ihnen folgte eine Abteilung bewaffneter Jugend.

Die jungen Männer ließen die Leitern und Tannenstämmen an Stricken hinunter. Die jungen Mädchen, die nicht ins Tal hinabsteigen durften, wo jeden Augenblick der Feind über sie herfallen konnte, übergaben ihre Kränze den Burschen. Die bewaffneten Burschen stellten sich in drei Reihen wie eine Mauer auf, das Gesicht dem Mongolenlager zugewandt, das nur etwa tausend Schritt von hier entfernt war. Zum Schluss stiegen die Alten mit Sachar Berkut an der Spitze hinunter und besichtigten die Aufstellung der bewaffneten Krieger sowie sämtliche Vorrichtungen.

Sachar blieb vor dem »Wächter« stehen und betrachtete ihn aufmerksam. Es war still ringsum. Sachar betete: »Großer Wächter! Du, den unsere Väter als ihren Beschützer angesehen und den auch wir bisher jedes Jahr durch einen Festtag geehrt haben! Drei Nächte hintereinander habe ich dich im Traum gesehen, du stürztest herab und hast mich zerschmettert. Ich glaube, dass du gut und gnädig bist, und wenn du mich rufst, so folge ich dir gern. Doch wenn du selbst, Erhabener, dich von deinem Platz bewegen willst, auf dem du seit Urzeiten stehst, so zerschmettere mit deinem Gewicht diesen abscheulichen Feind, die Brut Moranas, die heute wieder diese gesegnete Stätte, das Tuchla-Tal, überschwemmt hat! Vernichte diese unreinen Kräfte, wie du sie damals vernichtet hast, als du mit mächtiger Hand die Felsmauer durchbrachst und dem Wasser den Weg öffnete, um den Menschen dieses herrliche Tal zu schenken! Verschließ es jetzt wieder, damit die hoffärtige feindliche Macht, die jetzt ihren Spott und Hohn mit uns treibt, wieder verschwinde!«

In diesem Augenblick zerschnitt ein feuriger Blitz den dunklen Himmel, und fern in den Bergen grollte der Donner.

»Das ist deine mächtige Stimme!« rief Sachar erfreut. »Ans Werk, Freunde! Schmückt diesen heiligen Stein zum letzten Mal mit Kränzen!«

Vier junge Burschen kletterten mit Hilfe der Leitern auf den Stein und wanden grüne Kränze um ihn. Wieder dröhnte ein Donnerschlag.

»Es ist sein Wille, Freunde!« sagte Sachar. »Bindet ihm die Stricke um! Und ihr – nehmt die Spaten! Untergrabt ihn von unten her, legt Hebestangen an! Hurtig, Freunde, hurtig!«

Geräuschlos arbeiteten Dutzende von Händen. Sie umspannten ihn mit Stricken und Seilen, unterhöhlten sein Fundament und schoben in den schmalen Spalt Holzbalken, die als Hebestangen dienen sollten, um den Stein quer über die Schlucht zu wälzen. Die jungen Leute arbeiteten rasch, trugen dann die Leitern weg und legten große Steine unter die Hebestangen.

»Alle, die so weit reichen können, packen die Seile an! Drückt auf die Stangen!« befahl Sachar, und Hunderte von Händen griffen auf einmal zu.

»Noch einmal, alle zusammen!« rief Sachar. »Ziehen, drücken!«

Die Menschen stöhnten vor Anstrengung. Die dicken Holzbalken krachten, aber der Stein rührte sich nicht von der Stelle.

»Noch einmal! Drückt stärker!« rief Sachar und fasste selbst ein Seil. Der gewaltige Felsblock geriet ins Wanken.

»Er hat sich bewegt! Er hat sich bewegt! Er gibt nach!« riefen alle erfreut.

»Los, noch einmal, mit ganzer Kraft!«

Noch einmal stöhnten die Männer auf. Da plötzlich ließ die Spannung der Seile nach, der riesige Stein bewegte sich von der Stelle, schwebte eine Sekunde lang in der Luft und stürzte dann mit dumpfem Getöse hinab, quer über den Fluss. Das Tuchla-Tal ächzte und bebte unter dem Schlag, weithin sprühten die schimmernden Wassertropfen wie Perlen, und die lauten Jubelschreie der Tuchlaer erfüllten die Luft. Die Mongolen im Lager kamen in Bewegung, die Wachposten schrieten, die Führer brüllten, Waffen klirrten, doch einen Augenblick später herrschte wieder Stille. Die Mongolen erwarteten einen Überfall und standen zur Verteidigung bereit. Die Tuchlaer aber dachten gar nicht daran, sie zu überfallen. Sie hatten einen ganz anderen Angriff vor.

Sachar lief mit jugendlicher Lebhaftigkeit zu dem Stein, um zu sehen, wie er gefallen war. Er lag so, als sei dies sein Platz seit ewigen Zeiten. Mit seinen spitzen Enden hatte er sich in die vorspringenden Ecken der Schluchtwände eingehakt und lag jetzt wie eine Brücke mit seiner ganzen Masse quer über dem Fluss. Zwar verstopfte er ihn nicht, denn der Wasserspiegel war niedriger, doch schon schleppte die Tuchlaer Jugend riesige Steinplatten herbei, mit denen sie das Flussbett fest zumauern wollte. Hinter dem Stein errichteten sie von einem Rand der Schlucht zum anderen eine Mauer, die etwa drei Saschen Durchmesser hatte. Diese Mauer konnte jedem Wasserdruck standhalten.

»Schnell, Freunde, schnell!« rief Sachar aufmunternd. Er stand am Fluss und half mit Ratschlägen oder auch, indem er selbst zupackte. »Vermauert den Fluss, solange das Wasser noch nicht steigt! In den Bergen sind starke Regenfälle niedergegangen, bald wird das Hochwasser heranfluten, und dann haben wir es schwer. Die Mauer muss so hoch werden wie diese Steilwände. Dann werden wir ja sehen, was die Macht des Dschingis-Khan gegen die Macht des Wassers auszurichten vermag!«

Bald war das Flussbett zugemauert. Das Wasser staute sich und drehte sich zornig im Kreise, als verstünde es nicht, warum man seinen Lauf behinderte. Wütend brachen sich die Wellen an dem riesigen Stein und suchten einen Durchgang. Doch vergebens, die Steine waren zu einer dichten, undurchdringlichen Mauer zusammengefügt. Wie ein Auerochse, der sich zu einem Angriff vorbereitet, mit gesenktem Kopf und gegen den Boden gestemmen Hörnern still verharret, um sich dann plötzlich von unten her mit voller Wucht auf den Gegner zu stürzen, so schien das Wasser des Tuchla-Flusses, das keine Fessel gewöhnt war, für einen Augenblick stillzustehen. Es plätscherte nur leicht gegen die Mauer, als suchte es in dem unerwarteten Hindernis eine schwache Stelle, die es durchbrechen könnte. Doch die kalte, glatte Scheidewand wich und wankte nicht. Die raschen Hände der Tuchlaer befestigten sie immer mehr, häuften Stein auf Stein, Platte auf Platte und verbanden sie mit fest haftendem, wasserundurchlässigem Lehm. Wie ein neuer, durch einen allmächtigen Willen geschaffener Felsen wuchs der steinerne Damm unter den Händen der Tuchlaer immer höher empor. Auch die bewaffneten jungen Männer hatten ihre Armbrüste und Äxte längst gegen Keulen und Hämmer eingetauscht. Mit Befriedigung sah Sachar ihrer Arbeit zu, und seine Augen strahlten siegesgewiss.

Inzwischen aber leuchteten im Osten die Wolken blutrot auf. Es wurde Tag. Ein rosiger Lichtschein überzog den hohen Kamm des Selemen. Dann teilten sich die Wolken, und langsam, fast ängstlich stieg die Sonne empor und blickte auf die geschäftigen Tuchlaer herunter. Voll aufrichtiger Freude blickte Sachar nach Osten, streckte die Hände weit von sich und sagte mit feierlicher Stimme:

»Sonne, große, strahlende Beherrscherin der Welt! Uralte Beschützerin aller guten und reinen Herzen! Erbarme dich unser! Du siehst, wir sind von einem wilden Feind überfallen worden, der unsere Hütten zerstört, unser Land verwüstet und Tausende unserer Einwohner ermordet hat. In deinem Namen haben wir den tödlichen Kampf gegen ihn aufgenommen, und bei deinem Licht schwören wir, dass wir bis zur letzten Minute, bis zu unserem letzten Atemzug kämpfen werden! Hilf uns in diesem schrecklichen Kampf! Verleih uns Mut, Kraft und Eintracht! Lass uns nicht vor ihrer Menge erschrecken und flöße uns Glauben an die eigene Kraft ein! Lass uns durch Einmütigkeit, Eintracht und Klugheit über die Zerstörer den Sieg davontragen! Sonne, ich verneige mich vor dir, wie es unsere Väter getan haben, und bitte dich von ganzem Herzen: schenk uns den Sieg!«

Er verstummte. Seine leidenschaftlichen, kraftvollen Worte klangen noch lange in der frischen Morgenluft nach. Nicht nur die Menschen hatten sie vernommen. Auch die Berge

hatten sie gehört und trugen ihren Widerhall von Pfad zu Pfad. Es hörte sie das gestaute Wasser des Flusses, unterbrach wie in einem jähen Entschluss sein vergebliches Anrennen gegen den steinernen Damm und strömte zurück.

Kapitel 8

Während sich der Bojar auf dem Rückweg von der missglückten Verhandlung befand, saß Maxim in seinem Zelt, lauschte nach draußen und überlegte, was er tun sollte. Die kurze Begegnung mit Mirosława hatte das Dunkel seiner Gefangenschaft für einen Augenblick erhellt. Ihre Worte, ihr Blick, die Berührung ihrer Hände und die Nachrichten, die sie ihm brachte – alles das schien ihn aus einem dunklen Grab gerissen und ihn dem Leben wiedergegeben zu haben. Er fühlte seinen früheren Mut und seine Hoffnung zurückkehren. Ruhig, mit klarem Kopf erwartete er den Bojaren.

»Du bist noch hier?« rief dieser erstaunt, als er ins Zelt trat. »Armer Bursche, ich habe mich vergebens um deine Befreiung bemüht. Ein Starrkopf ist dein Alter! Ein wahres Kind noch, trotz seiner weißen Haare!«

»Habe ich dir nicht gesagt, Bojar, dass deine Bemühungen vergeblich sein werden?« antwortete Maxim. »Was antwortete dir mein Vater?«

»Sie würden bis zum letzten Atemzug kämpfen – weiter nichts! Entweder wir würden auf der Strecke bleiben oder sie... «

»Mein Vater drischt kein leeres Stroh, Bojar. Er überlegt alles genau, bevor er spricht.«

Ich sehe schon, er sagt zwar nicht viel, aber was er sagt, ist richtig«, gab der Bojar widerwillig zu. »Doch was will er machen? Der Kampf der Tuchlaer gegen die Mongolen ist und bleibt ungleich, als wolle ein Zwerg gegen einen Riesen kämpfen!«

»Ach, Bojar, auch gegen Riesen gibt es Mittel!« erwiderte Maxim.

»Ha, diese Mittel habe ich gesehen! Meine Tochter, dieser Hitzkopf – sie ist von dir behext worden, das steht fest –, hat sie gelehrt, Steinschleudern zu bauen. Es wird hier also morgen einen kleinen Steinhagel geben; aber allzu gefährlich wird es nicht werden, denn sie verstehen es nicht, die Stricke so zu drehen, dass eine große Schleuderkraft entsteht.«

»Und du glaubst, außer den Steinschleudern hätten sie keine Mittel?«

»Ich weiß nicht. Anscheinend nicht. Im Übrigen brauchen wir nicht lange zu warten. Morgen früh werden wir es sehen. Nur dieser Burunda ist ein Kreuz, dauernd setzt er mir zu: Such eine Möglichkeit, wie wir morgen hier hinauskommen. Dabei sitzen diese Tuchlaer wie Ziegenböcke hinter ihren Hörnern. Was soll ich tun? Was nicht geht, das geht nicht!«

»Nein, Bojar, sag das nicht! Vorläufig bist du immerhin in der Hand der Mongolen, ebenso wie ich. Du musst ihren Willen erfüllen.«

»Aber was soll ich denn tun?«

»Ich glaube, ich könnte dir helfen, Bojar. Ich bin dir für die Güte, die du mir heute bewiesen hast, dankbar. Wenn du willst, leiste ich dir einen Gegendienst.«

»Du? Mir?« rief der Bojar erstaunt. »Was kannst du denn für mich tun?«

»Ich kenne einen geheimen Ausgang aus diesem Talkessel. Kein Mensch in Tuchla außer meinem Vater und mir kennt ihn. Dieser Gang wird nicht bewacht. Man könnte eine Abteilung Mongolen durch ihn hinausführen und den Engpass umzingeln. Dann ist es kein Kunststück mehr, die Sperren zu entfernen und das ganze Heer hinauszuführen.«

Der Bojar sah Maxim fassungslos an und traute seinen Ohren nicht. Sollte das wirklich möglich sein? dachte er. Aber dieser Gedanke erlosch sogleich wieder, und ein heftiger Schmerz presste ihm das Herz zusammen. So groß auch seine Feindschaft gegen Maxim noch vor kurzem gewesen war, seine ritterliche Festigkeit und Unbeugsamkeit hatten ihm trotzdem gefallen. Als er daher jetzt diese Worte aus Maxims Munde vernahm, hatte er das Gefühl, als zerstörten sie etwas Heiliges in seinem Herzen; der letzte Funken Glaubens an die ehrliche, aufrechte Haltung eines Menschen erlosch.

»Bursche«, rief er, »was sagst du da? Das wolltest du tun?«

»Gewiss, Bojar«, erwiderte Maxim halb traurig, halb spöttisch, »du hast doch selbst gesagt, dass der Riese über den Zwerg siegt.«

»Aber du hast doch noch vor kurzem geschworen, dass du lieber sterben wolltest als einen Verrat an deiner Heimat begehen?«

»Was soll man machen?« erwiderte Maxim im gleichen Ton. »Wenn man einen Schwur nicht halten kann, dann kann man es eben nicht.«

»Und du, ein so willensschwacher Mensch, wagst zu glauben, dass meine Tochter dich liebt?« rief der Bojar wütend.

»Bojar«, sagte Maxim ernst, »erinnere mich nicht an sie!« »Aha, siehst du, das trifft dich!« rief der Bojar.

»Wer weiß, Bojar, wer weiß! Wir haben Krieg, und der Krieg lehrt einen manche Kunst. Und wenn nun...«

»Was ,wenn nun'? Warum sprichst du nicht weiter?« rief Tugar Wolk.

»Nichts, nichts! Ich frage dich: Nimmst du meinen Vorschlag an?«

»Du willst also wirklich die Mongolen gegen deine eigenen Landsleute führen?«

»Ja, wenn es möglich sein wird... «

»Was heißt ,wenn es möglich sein wird'? Meinst du, wenn der Gang nicht bewacht ist?«

»Nein, dafür bürgе ich. Wir können am hellen Tag unbemerkt hindurchgehen. Ich meine, wenn nicht irgendein anderes Hindernis auftaucht.«

»Was könnte das denn sein?«

»Ich – weiß nicht. . .«

»Nun gut, wenn es so ist, brauchen wir nicht lange zu säumen! Komm mit zu Burunda!«

»Geh allein, Bojar, und richte ihm aus, was ich dir eben gesagt habe. Von einem möglichen Hindernis brauchst du nichts zu erwähnen, denn ich verbürge mich nochmals dafür, dass weder die Tuchlaer noch sonstige bewaffnete Leute uns stören werden, und andere Hindernisse schrecken eure kühnen Krieger ja nicht.«

»Also gut«, sagte Tugar Wolk.

»Bitte ihn, dass er mir die Ketten abnehmen lässt, denn sonst kann ich mich ja nicht bewegen.«

»Das ist doch selbstverständlich«, erwiderte der Bojar und ging in Gedanken versunken davon.

Was für schreckliche, qualvolle Minuten erlebte Maxim, während der Bojar unterwegs war, um Burunda seinen Vorschlag zu unterbreiten! Den Kopf auf die Arme gestützt, saß er äußerst erregt da und horchte auf jedes Geräusch, als wartete er auf den Menschen, der ihm das Teuerste auf Erden war. Er zitterte am ganzen Körper wie im Fieber, seine Zähne schlugen vor Kälte aufeinander. Doch die Minuten zogen sich unerträglich langsam und träge hin, jede einzelne schien sich wie mit scharfen Raubtierkrallen in sein Herz zu bohren. Und wenn es nun nicht gelang, wie Miroslawa gesagt hatte, und der Bojar darauf bestand, dass er sein Versprechen erfüllte? Dann war ihm der Tod gewiss. Er war seit langem zum Sterben bereit. Doch es war entsetzlich, sterben zu müssen, ohne sein Wort gegenüber einem Menschen gehalten zu haben, dessen Zukunft und vielleicht Leben von diesem Wort abhing; sterben als Verräter, wenn auch nur in den Augen eines Mannes, der selbst ein Verräter war – das war furchtbar, war eine Qual, bitterer als der Tod! Aber auch der Tod selbst erschien ihm jetzt, nach dem Wiedersehen mit Miroslawa, bedeutend schrecklicher als noch vor wenigen Stunden, als er mitten auf der Straße gesessen und regungslos auf sein brennendes Vaterhaus gestarrt und der Rauch ihm den Atem verschlagen hatte.

Da – was war das? In diesem Augenblick erbebtе die Erde, ein furchtbares Getöse erschütterte die Luft. Tumult erhob sich im Lager, man hörte Schreie und Waffengeklirr – was war geschehen? Maxim klatschte in die Hände, dass seine Ketten rasselten. Freude, Freude! Die Tuchlaer hatten ihr Werk begonnen! Jetzt errichteten sie das Hindernis, das den Mongolen Halt gebieten und verhindern würde, dass er zum Verräter wurde! Jetzt konnte er sogar ruhig sterben, denn selbst dem Feind gegenüber würde er sein Wort nicht brechen. Sein Herz klopfte heftig und laut – er vermochte kaum stillzusitzen. Der Lärm im Lager legte sich.

Der Bojar kehrte ins Zelt zurück. Sein Gesicht strahlte vor Freude und Zufriedenheit.

»Bursche«, sagte er lebhaft, »dein Vorschlag kommt uns sehr gelegen, er hat mich aus einer sehr unheilvollen Lage befreit. Hast du das Getöse gehört? Deine Tuchlaer sind schlau: sie errichten auch in unserem Rücken Sperren. Geh schnell zum Heerführer, er stellt schon eine Abteilung zusammen, die mit dir gehen soll. Wir müssen so schnell wie möglich hier weg, es wird gefährlich.«

Wie scharfe Messer schnitten diese Worte Maxim ins Herz. Komme, was da wolle, er musste den Aufbruch der Mongolen so lange verzögern, bis er sich als unmöglich erwies!

»Seit wann fürchtet ihr diese von Bauern errichteten Sperren, Bojar? Ich glaube nicht, dass den Mongolen eine plötzliche Gefahr droht. Die Tuchlaer sollen sich nur an ihren Sperren

ergötzen, wir werden sie bald verjagen. Wir brauchen uns nicht zu beeilen, du siehst ja selbst, es dämmt noch nicht einmal. Bevor es nicht ganz hell ist, werden wir den Gang, von dem ich sprach, ohnehin nicht finden können.«

»Was ist denn das für ein Gang, den man nur am Tage finden kann?«

»Hör zu, Bojar, ich will es dir sagen! In unserem Gemüsegarten liegt unter einer dicken Erdschicht eine große Steinplatte. Diese Stelle müssen wir finden, die Platte ausgraben und wegschieben, dann gelangen wir in einen schmalen, in unterirdisches Felsgestein eingehauenen Gang, der weit nach oben führt, bis zur ‚Hellen Waldwiese‘, auf der du vor kurzem meinen Vater gesehen hast.«

»Nun, und warum sollen wir da warten? Lass uns sofort gehen und die Stelle suchen!« rief der Bojar.

»Du hast gut reden, Bojar, aber eines vergisst du: das Dorf ist abgebrannt, das Zeichen, das die Stelle kenntlich machte, ist auch nicht mehr vorhanden, so dass ich sie im Dunkeln auf keinen Fall finde. Außerdem frage ich dich – wozu wollen wir uns so überstürzen, da doch der Gang am helllichten Tag völlig sicher ist?«

Der Bojar stimmte endlich zu.

»Hm... also meinetwegen. Ich werde das dem Begadyr melden und schicke dir Leute, die dir die Ketten abnehmen werden. Allerdings, Bursche, bleibst du trotzdem unter Bewachung, denn, ehrlich gesagt, weder Burunda noch ich trauen dir, und wenn sich herausstellen sollte, dass du uns hintergehst, so erwartet dich der sichere Tod!«

»Das weiß ich längst, Bojar«, erwiderte Maxim unbekümmert.

Wieder ging der Bojar hinaus. Bald darauf betraten zwei Mongolen das Zelt und schmiedeten die schweren Ketten auf. Maxim fühlte sich wie neugeboren, als er von diesen drückenden Fesseln erlöst war, die fast vierundzwanzig Stunden lang nicht nur seine Gelenke, sondern auch sein Herz umspannt hatten. Leichten Herzens und voller Hoffnung folgte er den Mongolen in das Zelt Burundas. Der Begadyr maß ihn von Kopf bis Fuß mit einem drohenden, wilden Blick und ließ ihm durch Tugar Wolk sagen:

»Sklave, ich habe gehört, dass du einen Ausgang aus diesem Tal kennst?«

»So ist es«, erwiderte Maxim.

»Und du bist bereit, ihn uns zu zeigen?«

»Ja.«

»Was für eine Bezahlung verlangst du dafür?«

»Keine.«

»Warum tust du es dann?«

»Aus freiem Willen.«

»Wo ist der Gang?«

»Im Gemüsegarten meines Vaters.«

»Kannst du ihn jetzt gleich finden?«

»Nein. Dort ist alles abgebrannt, und der Gang liegt tief unter der Erde. Sobald es Tag ist, finde ich ihn.« »Es dämmt schon. Geh und such! Höre, was ich dir noch sage: Wenn du die Wahrheit gesprochen hast und den Gang findest, so wirst du freigelassen und erhältst außerdem Geschenke. Sollte sich jedoch herausstellen, dass du uns getäuscht hast, so erwartet dich ein qualvoller Tod.«

»Ich vertraue auf dein Wort, großer Begadyr«, erwiderte Maxim, »vertrau auch du auf das meine!«

»So geh also und such den Gang! Hier sind deine Begleiter, die dir helfen werden. Ich gehe selbst mit dir!« Äußerst langsam bewegte sich Maxim vorwärts! Er sah sich aufmerksam nach allen Seiten um, blickte in jeden Winkel und betrachtete jedes kleine Steinchen, als müsste er sich die Einzelheiten der Gegend, die der gestrige Brand vollständig verändert hatte, ins Gedächtnis zurückrufen. Obwohl es noch ein weiter Weg war bis zum Gemüsegarten seines einstigen Vaterhauses, blieb er mehrmals stehen, hockte am Boden nieder, klopfte den Boden, stocherte in der Erde und blickte dabei ständig nach vorn, in Richtung des Flusses. Mit der Langsamkeit einer Schnecke kroch der kleine Trupp vorwärts, und Burunda fing schon an, ungeduldig zu werden.

»Zürne mir nicht, großer Begadyr«, sagte Maxim, »das Feuer hat alle Spuren in diesem Tal vernichtet. Es fällt mir schwer, die bekannten Stellen wieder zu finden. Doch werden wir das Haus meines Vaters bald erreicht haben.«

Voll größter Ungeduld starrte Maxim zu dem Fluss hinüber. Gott sei Dank! Das Wasser stand schon bis zum Uferrand, in kurzer Zeit würde es übertreten und das Tal überschwemmen! Oho, unterhalb des Dorfes, in der Nähe des Passes, bildeten sich schon breite Bäche und Tümpel! Rot wie Blut schillerten sie unter den Strahlen der aufgehenden Sonne! Jetzt konnte man es also wagen! Maxim führte die Mongolen rasch zu dem Gemüsegarten und fand sofort die Stelle. Burunda, der vor Aufregung zitterte, befahl seinen Leuten, mit dem Graben zu beginnen. Erst jetzt blickte er sich um und sah das Wasser, das die Ebene überflutete.

»Ha – was ist das?« schrie er, von dunkler Unruhe gepackt.

Auch Tugar Wolk überlief ein Zittern. Nur Maxim stand ruhig und unbekümmert da.

»Das hat nichts zu bedeuten, Begadyr! In den Bergen hat es während der Nacht stark geregnet, danach tritt der Fluss immer über die Ufer. Aber das ist nicht gefährlich, bis hierher steigt das Wasser niemals.«

»So, so«, sagte Burunda und unterdrückte seine Furcht. »Na gut, dann grabt weiter!«

Doch Maxim hatte nicht die Wahrheit gesagt. Das Wasser breitete sich immer mehr aus. Die unwissenden Mongolen bemerkten nicht, dass dies kein Hochwasser war, denn das Wasser war klar, durchsichtig, toste und wogte nicht, sondern schwoll stetig, aber ruhig an.

Die Arbeit ging nur langsam vorwärts, obwohl die Mongolen alle Kräfte anstrebten. Endlich stießen die Schaufeln auf etwas Hartes. Die Platte! Doch sie war viel breiter als die Grube, die man bisher ausgehoben hatte. Entweder musste die Grube vergrößert oder die Platte zerschlagen werden. Maxim beobachtete unruhig den Wasserstand. Ein beträchtlicher Teil des Tals unterhalb des Dorfes war bereits überflutet. Die Wassermassen drängten sich aufwärts, genau entgegengesetzt der Richtung, in der sich der Fluss seit Urzeiten bewegte. Da ertönte ein furchtbarer Schrei: in tausenden kleinen Bächen strömte das Wasser jetzt durch das Lager der Mongolen.

»Sklave, was bedeutet das?« schrie Burunda.

»Nichts weiter, Begadyr«, erwiderte Maxim, »wahrscheinlich ist ein besonders heftiger Regen in den Bergen niedergegangen, da breitet sich unser Fluss mehr aus als sonst. Habt ihr etwa Angst vor Wasser, das euch bis zu den Knöcheln reicht? Zerschlagt die Platte!« rief er den Mongolen zu. »Der große Begadyr soll sehen, dass ich ihn nicht belogen habe!«

Die Äxte krachten gegen die Platte, doch sie war zu stark und zu dick – es schien unmöglich zu sein, sie zu zerschlagen.

»Schlagt fester zu!« rief Burunda, der seine Unruhe nicht mehr bezähmen konnte, als er sah, dass sich der größte Teil des Tuchla-Tals in einen See verwandelt hatte, der sich immer weiter ausbreitete. Die Platte aber besaß den Tuchlaer Charakter und widerstand den Axtschlägen bis zum äußersten. Endlich zeigte sich ein Riss, und nach einem letzten wuchtigen Schlag zerbrach sie in Stücke. Die Mongolen, die auf ihr gestanden hatten, stürzten in die Tiefe. Der finstere Schlund eines unter-irdischen Ganges tat sich auf.

»Nun, Begadyr«, sagte Maxim, »habe ich dich belogen?« Doch Burunda schien nicht begeistert zu sein. Das Wasser flutete unaufhaltsam heran und plätscherte bereits zu Füßen der Mongolen. Noch eine Minute, und es würde sich mit fröhlichem Glucksen in die frisch ausgehobene Grube ergießen.

»Haltet das Wasser auf! Haltet das Wasser auf!« schrie Burunda. Mit Sand und Lehm versuchten die Mongolen das Wasser von der Grube zu halten. Doch es war schon zu spät. Der aufgeweichte Lehm Boden zerfloss den Männern zwischen den Fingern. Es war unmöglich, daraus einen Damm zu errichten. Immer heftiger strömte das Wasser von allen Seiten in die Grube. Starr vor Entsetzen standen die Mongolen davor und sahen zu, wie sie sich bis zum Rand füllte und wie ihr letzter Ausweg aus dem Tal im Wasser versank.

»Sklave!« schrie Burunda. »Ist das dein Ausgang?« »Begadyr, kann ich dem Wasser befehlen?« entgegnete Maxim.

Burunda antwortete nicht. Sein Blick glitt über das Wasser, das immer höher anschwell. Schon schimmerte das ganze Tal wie ein glatter Spiegel, nur vereinzelt lugten noch hier und

da kleine Inseln hervor. Vorläufig reichte das Wasser den Menschen im Lager kaum über die Knöchel, doch schon erhoben sich Schreie und Tumult.

»Begadyr«, wandte sich Maxim dem Mongolenführer zu, der in sein Zelt zurückkehren wollte, »du hast versprochen, mir die Freiheit zu schenken, wenn ich dir den unterirdischen Gang zeige. Ich habe ihn dir gezeigt.«

»Der Gang hat mich zum Narren gehalten. Du wirst frei, sobald wir aus diesem Tal herauskommen, nicht früher!«

Burunda wandte sich dem Lager zu. Die übrigen folgten ihm.

In langen Reihen standen die Mongolen, bis zum Knöchel im Wasser, mit düsteren, verwirrten Gesichtern. Die riesige Wassermenge, die bereits das ganze Tal bedeckte und wie geschmolzenes Glas schimmerte, der Wasserfall, der immer neue Wassermengen ins Tal herabschickte – alles das erschreckte die Mongolen. Die Angst beim Anblick der drohenden Gefahr weckte ihren Tatendrang, zwang sie, etwas zu tun, selbst wenn es vergebens war. Man musste etwas tun, koste es, was es wolle; man musste das Glück versuchen! Sonst – das wusste Burunda nur zu gut – würden alle auseinander laufen und jeder auf eigene Faust zu entkommen suchen, von Angst gejagt.

»Seid ihr Männer oder Katzen, die sich vor ein paar Tropfen Wasser fürchten?« rief Burunda seinen Truppen zu. »Haben wir nicht schon ganz andere Flüsse durchschwommen? Was bedeutet dieses Bächlein gegen den Jaik und die Wolga, gegen Don und Dnepr? Habt keine Angst! In dem Wasser, das euch bis zum Knöchel reicht, könnt ihr nicht ertrinken! Vorwärts, zum Talausgang! Vorwärts, zum Angriff! Denkt nicht an den Tod! Wir müssen siegen!«

So schrie Burunda und drängte vorwärts. Das Heer der Mongolen folgte ihm. Hundert Schritt vor dem Tuchla-Pass aber empfing sie ein mörderischer Steinhagel. Große runde, kleinere spitze Steine und Geröll aus dem Fluss prasselte auf die Menge nieder, spaltete ihre Köpfe und zersplitterte ihre Knochen. Das Wasser zu ihren Füßen färbte sich rot. Keiner achtete mehr auf die Befehle Burundas, alle liefen auseinander; der größte Teil rettete sich dorthin, wo sie die Steine nicht erreichten. Schließlich sah sich auch Burunda gezwungen, mit seinem Trupp verwegener Turkmenen zurückzuweichen.

Der Steinhagel wurde immer heftiger, und die Pfeile der Mongolen, so viele ihrer auch durch die Luft schwirrten, fügten den Tuchlaern keinerlei Schaden zu.

Tugar Wolk blickte aufmerksam zu den Stellungen des Gegners hinüber und sah, dass neben der größten Steinschleuder, die ununterbrochen in Tätigkeit war und abwechselnd große Blöcke oder ganze Haufen kleiner Steine auf den Feind herschickte, seine Tochter Mirosława stand und dieses schreckliche Wurfgeschütz bediente. Maxim hatte sie schon lange bemerkt und ließ kein Auge von ihr. Wie gern hätte er jetzt dort neben ihr gestanden, ihren klugen, mutigen Anweisungen gehorcht und geholfen, den Feind zu zerschmettern! Doch es war ihm anders bestimmt. Er stand inmitten der Feinde, ein Gefangener, ohne Fesseln zwar, jedoch auch unbewaffnet, und sehnte sich danach, dass ein Stein, der von ihrer Hand geworfen wurde, seinem Leben und seiner Qual ein Ende bereitere!

Tugar Wolk zupfte ihn am Ärmel.

»Nun hast du sie lange genug angestarrt«, sagte er. »Meine Tochter ist wahnsinnig geworden. Gibt es oft solche Überschwemmungen bei euch?«

»Solche? Niemals.«

»Was heißt niemals?«

»Weil es keine Überschwemmung ist. Du siehst doch, das Wasser ist ganz klar.«

»Keine Überschwemmung? Was dann?«

»Hast du es immer noch nicht erraten, Bojar? Die Tuchlaer haben den Strom verstopft, um das Tal zu überfluten.«

»Verstopft?« rief der Bojar, »das heißt... «

»Das heißt, dass das Wasser immer weiter steigen wird, bis...«

»Bis... was?«

»Bis wir alle ertrunken sind. So ist es!«

Der Bojar schlug sich mit der Faust vor die Stirn. »Und das hast du vorher gewusst?«

»Deine Tochter hat es mir gesagt. Es war mein Vater, Bojar, der diesen Einfall hatte.«

»Oh, diese Verfluchten! Warum hast du mir das nicht früher gesagt?«

»Wozu?«

»Dann hätten wir beide uns wenigstens retten können!« »Dazu haben wir noch Zeit«, sagte Maxim ruhig. »Wir müssen nur zusammenbleiben. Aber ich bin unbewaffnet, Bojar, du musst mich schützen.«

»Natürlich«, sagte der Bojar, »aber was sollen wir tun?« »Noch besteht keine Gefahr«, antwortete Maxim. »Der Fluss ist nicht groß, und das Tal ist sehr breit, das Wasser steigt nur sehr langsam. Aber das wird nicht lange so bleiben. Vielleicht stürzt in einer halben Stunde schon das richtige Hochwasser von den Bergen und überflutet das Tal. Bis zum Abend erreicht der Wasserspiegel Mannshöhe. Bis dahin müssen wir unter allen Umständen durchhalten. Denn solange die Mongolen leben, werden sie uns nicht lebendig entkommen lassen.«

»Aber bis dahin können sie uns längst totgeschlagen haben!«

»Ach, Bojar, sie werden andere Sorgen haben; sie werden nicht an unseren Tod denken, sondern daran, wie sie sich retten können. Wir müssen nur einen Platz finden, wo wir vor dem Hochwasser sicher sind.«

Während dieses Gesprächs zwischen Maxim und dem Bojaren waren die Mongolen weit vom Ufer zurückgewichen und wussten nicht, was sie tun sollten. Das Wasser reichte ihnen schon bis an die Knie. Burunda starrte wütend auf diesen unerwarteten Feind, der sich weder vor seiner zornigen Stimme noch vor seinen starken Armen fürchtete. Er trat den Feind mit Füßen, spuckte ihn an und beschimpfte ihn mit den gehässigsten Worten, doch das Wasser plätscherte nur leise, kräuselte sich leicht an der Oberfläche und stieg immer höher und höher. Schon hemmte es die Bewegungen der Männer, nahm ihnen die Lust zum Kampf und schwächte die Disziplin.

Wie konnte, wie sollte das weitergehen? Würde sie das Wasser etwa noch lange bedrohen? Wenn es bis zum Gürtel stieg, würde jede Bewegung fast unmöglich gemacht, und die Tuchlaer würden sie mit ihren Steinen totschiagen wie Enten!

Tugar Wolk ging auf Burunda zu.

»Großer Begadyr«, sagte er, »wir sind in furchtbarer Gefahr.«

»Wieso?« fragte Burunda drohend.

»Dieses Wasser wird nicht sinken, denn unsere Feinde haben den Strom verstopft, um das ganze Mongolenheer in diesem Tal zu ertränken!«

»Ha!« schrie Burunda auf. »Und du, verfluchter Sklave, wagst es, mir das zu sagen, nachdem du uns selbst in diese Falle geführt hast?«

»Begreife doch, großer Begadyr, dass ich dich nicht in verräterischer Absicht hierher führen konnte, denn ich bin ebenso bedroht wie ihr.«

»Oh, ich kenne dich! Du warst heute Nacht bei ihnen und hast über unseren Untergang mit ihnen verhandelt.«

»Glaubst du, großer Begadyr, dass ich dann zurückgekehrt wäre, um mit euch zusammen umzukommen?« Burunda wurde ruhiger. »Was sollen wir tun?« fragte er. »Müssen wir wirklich zugrunde gehen?«

»Wir müssen uns verteidigen! In kurzer Zeit wird das richtige Hochwasser von den Bergen strömen und das Tal überfluten. Dagegen müssen wir kämpfen.« »Aber wie?«

»Befiehl deinen Leuten, dass sie die Steine vom Grund aufnehmen, solange das Wasser durchsichtig ist, und sie zu Haufen aufschichten. Wenn wir auf ihnen stehen, können wir uns gleichzeitig gegen den schwächeren Feind, die Tuchlaer, verteidigen.«

Ohne lange zu überlegen, erteilte Burunda seinem Heer den Befehl, dass jede Abteilung Steine zu Haufen aufschichte. Dieser Befehl, den sie ohne Gefahr ausführen konnten, gefiel den Mongolen, und die Aussicht, nicht mehr bis zu den Knien im Wasser waten zu müssen, munterte sie auf. Unter Freudenschreien verteilten sie sich im ganzen Tal, sammelten Steine und schichteten sie auf. Die Tuchlaer brachen in lautes Gelächter aus, als sie von oben herab die Arbeit beobachteten.

»Hierher! Hierher!« riefen sie den Mongolen zu. »Wir haben genug Steine, die schenken wir euch alle!«

Doch wenn sich ein Mongole der Felswand näherte, begann sofort das Wurfgeschütz zu knarren, und die Steine schwirrten auf die Unglücklichen hernieder, die tief im Wasser standen, vergebens nach Deckung suchten und nicht weglaufen konnten. Wohl oder übel

mussten sie sich daher in der Mitte des Tals halten, so weit wie möglich von den gefährlichen Steinschleudern entfernt. Burunda raste vor Wut, als er seine Ohnmacht erkannte und die höhnischen Zurufe der Tuchlaer hörte.

»Nein, so kann es nicht weitergehen!« schrie er. »He, hierher, zu mir, meine getreuen Turkmenen!«

Die tapferste Abteilung des Mongolenheeres versammelte sich um ihn – reckenhafte Kämpfer wie Eichen oder wie die Steppentiger, deren Felle sie sich umgehängt hatten. Diese Abteilung schickte Burunda gegen eine weit vorgeschobene Stellung der Tuchlaer, eine kleine Gruppe, die ziemlich entfernt von den anderen auf dem steilen Felshang neben einer Steinschleuder stand.

»Schießt vergiftete Pfeile in sie hinein!« schrie Burunda, und wie ein Hornissenschwarm flogen die Pfeile durch die Luft. Die Tuchlaer gerieten in Verwirrung, Verwundete schrielen auf, und die Mongolen drangen unter Freudengeheul vorwärts.

»Treibt sie auseinander!« rief Burunda. »Wir müssen verhindern, dass sie ihre Steine werfen! Hier können wir uns befestigen!«

Er teilte seine Krieger in zwei Gruppen: die eine musste den Gegner ununterbrochen unter Beschuss halten, während die andere Steine zum Schutz gegen das Wasser auftürmte. Tugar Wolk und Maxim, die Burunda nicht von seiner Seite ließ, beteiligten sich ebenfalls an der Arbeit, schleppten Steine herbei und warfen sie auf den Haufen. Doch es wurde immer schwieriger. Schon reichte das Wasser den Männern bis zum Gürtel, und die Steinhäufen hatten noch nicht einmal den Wasserspiegel erreicht. Burunda befahl die Bogenschützen. Schon waren zehn Tuchlaer verwundet und starben, weil ihnen das schreckliche Schlangengift ins Blut drang. Gegen dieses Gift blieben alle Kräuter Sachar Berkuts unwirksam.

»Gebt diese Stellung auf, Freunde!« riet Sachar. »Lasst den Feind hier vor der Steilwand stehen! Heraufklettern kann er nicht, um so weniger, als er nur Wasser unter den Füßen hat!«

Die Tuchlaer verließen den Platz. Erfreut sprangen die Mongolen im Wasser umher und häuften weiter Steine auf, doch bald fanden sie keine Steine mehr.

»Genug jetzt, Leute!« sagte Burunda, »Bogenschützen, steigt auf den Haufen und schießt in die Bande hinein!« Die übrigen folgen mir! Wir müssen die Felswand erklimmen und diese Stellung einnehmen, und wenn der Himmel über uns einstürzt! Ihr Sklaven kommt ebenfalls mit mir! Zeigt uns den Weg!«

»Begadyr«, wandte Maxim ein und ließ Tugar Wolk seine Worte übersetzen, »es ist unmöglich, dort hinauf führt kein Pfad.«

»Es muss einen geben!« schrie Burunda und stürzte sich in die Fluten. Die Turkmenen folgten ihm. An dieser Stelle war der Grund uneben, die Männer rutschten aus und verloren das Gleichgewicht. Ein leichter Wind trieb das Wasser gegen die steilen Felsen und erschwerte das Gehen noch mehr. Es waren nur zweihundert Schritte bis zum Ufer, doch die Mongolen brauchten fast eine halbe Stunde, um es zu erreichen. Dicht unter dem Felsen fiel der Grund noch tiefer ab. Nun standen die Mongolen bis zu den Achselhöhlen im Wasser. Aber nirgends entdeckten sie einen Pfad, der aufwärts führte. Inzwischen schleuderten die Tuchlaer Steine auf die Köpfe der Wage-mutigen, und obwohl die meisten Steine auf den Felsen aufschlugen oder ins Wasser fielen, befanden sich Burundas Krieger in einer aussichtslosen und verzweifelten Lage.

»Vielleicht können deine Leute gut klettern?« sagte Maxim spöttisch. »Man kann an dieser Wand hinaufsteigen.«

Doch keiner der turkmenischen Steppenbewohner war imstande, steile Felsmauern zu erklimmen.

»Dann erlaube mir, Begadyr«, sagte Maxim, »dass ich als erster hinaufsteige und euch einen Weg zeige!« Burunda aber hörte nicht auf ihn. Er hatte einen neuen Gedanken. Wieder teilte er seine Leute in zwei Trupps. Den einen ließ er in dem eroberten Abschnitt zurück, wo ein Felsvorsprung vor dem Steinhagel schützte. Er selbst wollte mit Tugar Wolk, Maxim und dem zweiten Trupp einen bequemen Platz suchen. Kaum aber trat dieses Häuflein hinter dem Felszacken hervor, als wieder die Steine von oben auf sie

herabprasselten. Fast die Hälfte des Trupps wurde tödlich getroffen – die übrigen mussten umkehren.

»Lass uns an den alten, sicheren Platz zurückgehen, Begadyr«, schlug Tugar Wolk vor. »Hörst du nicht den Lärm und das Geschrei im Tal? Wahrscheinlich ist das Hochwasser gekommen.«

Der Bojar sagte die Wahrheit. Das fürchterliche Dröhnen des Wasserfalls, das die Erde erbeben ließ, zeugte von dem Heranfluten ungeheurer Wassermengen. Woge auf Woge rollte herab, der riesige See begann zu brodeln und bedeckte sich mit Schaumkronen. Hohe Wellen wie die eines vom Sturm aufgewühlten Meeres schlugen gegen die steinernen Ufer. Es war ein grauenhafter Anblick! Wie kleine schwarze Inseln tauchte hier und da ein Häuflein Mongolen an der Oberfläche auf. Wie Spreu im Winde waren die Mongolen über das Tal verstreut und kämpften schreiend und fluchend mit den Wellen. Keiner hörte auf den anderen, keiner kümmerte sich um den anderen. Einige retteten sich auf Steinhäufen, für Minuten von dem Druck des Wassers befreit. Andere staken bis zur Schulter oder bis zum Hals im Wasser, stützten sich auf ihre Speere oder schwenkten die Armbrüste über dem Wasser. Die meisten aber hatten die Armbrüste weggeworfen, die sich jetzt wie Strohhalme in den Strudeln drehten. Manche hatten ihre Fellmäntel ausgezogen, um sich freier bewegen zu können. Ihre Zähne schlugen vor Kälte aufeinander. Die Schaffelle trieben mit der Strömung ab. Die Kleineren klammerten sich an die Großen, rissen sie um und kämpften zappelnd im Wasser mit ihnen weiter. Einige versuchten zu schwimmen, obwohl sie nicht wussten, wohin, denn es gab nirgends eine Rettung. Auf den Steinhäufen in der Mitte der wogenden Ebene hatten nur wenige Glückliche Platz. Voller Neid und tödlichem Hass überschütteten die Ertrinkenden sie mit Flüchen. Rings um jeden Steinhäufen drängten sich unzählige Mongolen, die unter wahnsinnigem Geschrei versuchten, ebenfalls hinaufzugelangen. Vergebens riefen die Obenstehenden ihnen zu, dass es unmöglich sei, einige mussten eben ertrinken. Aber keiner wollte ertrinken, alle drängten verzweifelt zu den Steinhäufen. Um nicht selbst umzukommen, schlugen die oben stehenden Mongolen mit Hämmern und Äxten auf die Schultern und Schädel der eigenen Landsleute. Der Bruder erschlug den Bruder in dieser grauenhaften Stunde des nahen Todes, der Kamerad schlug auf den Kameraden mit größerer Wut als auf den Feind ein. Die hinteren, dem nahen, unausweichlichen Tod im Wasser ausgeliefert, drängten nach vorn, die vorderen wichen brüllend unter den Schlägen ihrer Kameraden zurück, die in der Mitte schrieten vor Schmerz und Angst, wurden von allen Seiten bedrängt und ins Wasser gestoßen. Einige rissen Steine aus den Haufen heraus. Fünf Steinhäufen waren schon eingestürzt mit allen, die darauf gestanden hatten. Irrsinnig vor Todesangst, erhob sich jedes Mal ein Freudengeheul, wenn ein weiterer Steinhäufen einstürzte und neue Opfer in den Rachen des furchtbaren, erbarmungslosen Feindes fielen. Manche Mongolen waren von einer Mord- und Zerstörungswut gepackt. Einer, ein Kerl von riesigem Wuchs mit blau angelaufenem Gesicht, zusammengepressten Zähnen und blutig gebissenen Lippen, schlug in blinder Raserei jedem mit der Axt auf den Schädel, der ihm unter die Hände kam. War niemand da, so hieb er blindlings auf die blutigen, schäumenden Wellen ein. Ein anderer stieß mit hysterischem Gelächter jeden in die Fluten zurück, dem es gelang, irgendeine Erhöhung zu erklimmen – einen Stein oder den Leichnam eines Kampfgenossen. Ein dritter brüllte wie ein Stier und rannte von hinten gegen die Ertrinkenden an. Ein vierter rang die Hände über dem Kopf, heulte, stöhnte und jammerte wie ein kleines Kind. Wieder andere sahen überhaupt nichts außer dem eigenen unvermeidlichen Untergang, sie versuchten auf die Schultern ihrer Kameraden zu klettern, packten sie an den Haaren, zogen sie zu sich herunter und ertranken mit ihnen. Wie Fische zur Laichzeit, die von einer heftigen Strömung erfasst werden, sich zusammendrängen, um sich schlagen, die Köpfe aus dem Wasser stecken, um mit geöffneten Mäulern nach Luft zu schnappen, und wieder untertauchen – genauso wimmelten hier Hunderte und Tausende Mongolen in dem riesigen trüben, aufgewühlten See, schlugen bis zur Erschöpfung um sich, tauchten für Sekunden aus dem Wasser auf, schwenkten die Arme und gingen schließlich unter. Stumm und unbeweglich, wie angewurzelt, standen die Tuchlaer am Ufer des Sees, und selbst die Stärksten unter ihnen konnten diesem schaurigen Tod einer solchen Menge Menschen nicht ohne Zittern, ohne Stöhnen oder Tränen in den Augen zusehen.

Wie versteinert starrte auch der Begadyr Burunda auf diesen grauenhaften Anblick. Obwohl ihm selbst keine geringere Gefahr drohte, obwohl das Wasser auch seinen Leuten schon bis zu den Achselhöhlen reichte, obwohl die reißende Strömung sie umwarf und an die dringende Notwendigkeit gemahnte, den früheren sicheren Platz aufzusuchen, stand Burunda unbeweglich, sah dem Untergang seines Heeres zu und stieß grässliche Flüche aus. Niemand wagte ihn anzusprechen, alle standen zitternd um ihn herum oder kämpften mit dem unbesiegbaren Feind, dem Wasser.

»Kommt!« stieß Burunda endlich hervor. Sie bewegten sich auf den Steinhafen zu, den die Turkmenen gegenüber dem Felshang, der von den Tuchlaern verlassen worden war, aufgeschichtet hatten. Und es war höchste Zeit! Das Wasser stieg immer höher. Zwischen ihnen und dem früheren Standort hatte sich ein großer Strudel gebildet, durch den sie nur hindurch konnten, indem sich alle an den Händen fassten.

Nur der Riese Burunda ging allein voraus und zerteilte mit seinem mächtigen Brustkasten die wütenden Wellen. Wie eine winzige Insel im Meer stand die Handvoll Krieger auf dem Steinhafen, bis zum Gürtel im Wasser, noch immer die Armbrüste schussbereit auf den verlassenen Felsen gegenüber gerichtet. Ihre Disziplin war durch die Gefahr nicht erschüttert worden. Zum Glück ragte dieser Steinberg höher empor als die übrigen. Er war aus gewaltigen Blöcken und Platten errichtet, die man nur unter Wasser verhältnismäßig leicht bewegen konnte. Etwa hundert Mann hatten bequem darauf Platz, und das war genau die Zahl der Krieger, über die Burunda jetzt noch verfügte. Oben angekommen, atmeten sie erleichtert auf. Zuerst warfen sie einen Blick nach unten auf ihre Kameraden. Dort schäumte und tobte das Wasser jetzt wie rasend und brandete gegen die Felswand. Silbriger Schaum spritzte weithin.

Dann war von den zurückgelassenen Turkmenen keine Spur mehr zu entdecken, nur ab und zu, wenn das Wasser zurückwogte, sah man etwas Schwarzes auf grauem Stein. Das war der einzige Überlebende des ganzen Trupps, der sich mit erstarrten Fingern an den Felsen klammerte, so heftig die stürmischen Wellen auch an ihm zerrten und rissen. Er schrie nicht und rief nicht um Hilfe, jede Welle trug ihn hoch und warf ihn wieder hinab, bis auch er endlich verschwand wie ein weggespültes Blatt.

Stumm, blau im Gesicht vor Wut und Anstrengung, blickte Burunda über das Tal.

Die furchtbaren Schreie und Klagerufe waren verstummt. In den Strudeln wirbelten Berge von Leichen, hier und da sah man geballte Fäuste, Beine oder Köpfe aus dem Wasser ragen.

Nur zehn Häuflein Menschen standen noch, zehn schwarzen Inseln gleich, auf ihren steinernen Türmen, aber das waren keine Krieger mehr, sondern kampfunfähige und unbewaffnete Reste des großen Heeres, die vor Verzweiflung und Erschöpfung zitterten. Sie konnten einander nicht mehr helfen, und alle, ob einzeln oder zusammen, waren dem sicheren Untergang preisgegeben.

Kapitel 9

»Was glaubst du, Bojar«, fragte Burunda unvermittelt, »was wird mit uns geschehen?«

»Wir gehen alle zugrunde«, antwortete Tugar Wolk gelassen.

»Ja, das glaube ich auch«, bestätigte Burunda. »Am meisten erbittert mich, dass wir ohne Kampf, ruhmlos wie Katzen, die man in den Teich wirft, sterben sollen.« Darauf erwiderte der Bojar nichts. Ein neues Ereignis zog aller Aufmerksamkeit auf sich. Die Tuchlaer hatten es offenbar satt, zu warten, bis das Wasser so weit stieg, dass es die kläglichen Reste des Mongolenheeres begrub. Im Wald, oberhalb des Flusses, fällten junge Burschen dicke Tannenbäume, hackten die Äste ab, spitzten sie an beiden Enden zu wie Pfähle und banden schwere Steine an die Stämme. Die so entstandenen primitiven Rammen konnten unter Wasser schwimmen und bei entsprechender Strömung geradewegs vom Wasserfall auf die überlebenden Mongolen zustoßen. Die Tuchlaer warteten einen geeigneten Augenblick ab und ließen dann die Stämme rasch ins Wasser hinunter gleiten, Kurz darauf rammte der erste Stamm mit unheimlicher Gewalt einen der Steinhäufen. Dieser stürzte zusammen, und die Mongolen fielen laut schreiend ins Wasser. Zwei oder drei klammerten sich an den Baumstamm. Doch sie wurden von der Strömung erfasst, in die Mitte des Sees getrieben, wo ein rasender Strudel Stamm und Männer so lange im Kreise herumwirbelte, bis sie in die Tiefe gerissen wurden und nicht mehr zum Vorschein kamen. Die übrigen, so unerwartet ihrer rettenden Insel beraubt, kämpften noch eine Weile im Wasser um ihr Leben, zerrten sich gegenseitig herunter oder schrieten um Hilfe. Zwei oder drei, offenbar gute Schwimmer, versuchten die Felswand zu erreichen, konnten aber dort ebenso wenig dem Tod entrinnen. Mehrere große Steine, von oben auf ihre Köpfe geschleudert, machten ihren vergeblichen Anstrengungen ein Ende. Nur einige wenige wurden von ihren Kameraden auf benachbarten Steinhäufen aufgenommen. Aber auch hier waren sie nicht lange in Sicherheit. Als die Tuchlaer den Erfolg ihres ersten Versuchs sahen, ließen sie Ramme auf Ramme ins Wasser hinab. Aber die Strömung trieb sie an den Mongolen vorbei.

Da hatte Miroslawa einen neuen Gedanken. Sie riet den Tuchlaern, aus mehreren Stämmen Flöße zu bauen, diese an einem Tau den Wasserfall hinunterzulassen, sie dann ans Ufer zu ziehen und auf jedes Floß ein Dutzend der stärksten und am besten bewaffneten Männer zu stellen. Je zwei Mann sollten mit langen Stangen das Floß zu den Mongolen steuern. In kurzer Zeit hatten sie zwei Flöße gebaut und an dem Wasserfall hinuntergelassen, der jetzt, bei dem hohen Wasserstand, nur halb so lang war wie sonst. Zwanzig verwegene junge Burschen stiegen auf die Balken und fuhren den Mongolen entgegen. Ein leichter, wenn auch entscheidender Kampf stand ihnen bevor. Die erste Gruppe der Feinde, auf die sie stießen, war fast unbewaffnet, völlig verwirrt und widerstandslos. Die Tuchlaer stießen die Unseligen schnell mit den Stangen ins Wasser, und diejenigen, die sich anzuklammern versuchten, beschossen sie mit Pfeilen und Speeren. Bei diesem Anblick begannen die Mongolen auf den übrigen Steinhäufen kläglich zu jammern.

Als Burunda diesen neuen Angriff der Feinde sah, knirschte er mit den Zähnen und griff nach der Waffe. Doch sein Zorn war vergeblich: nicht einmal die vergifteten Pfeile seiner Turkmenen konnten die tapferen Tuchlaer erreichen. Außer sich vor Wut, musste der Begadyr, bis zur Brust im Wasser, völlig tatenlos mit ansehen, wie Insel für Insel des restlichen Mongolenheeres vernichtet wurde. Die Tuchlaer hatten auf der weiten Wasserfläche leichtes Spiel. Mit zusammengepressten Lippen hockten sie auf ihren Flößen und näherten sich den Mongolen, Hier und da stießen sie auf verzweifelten Widerstand. Schreie ertönten von beiden Seiten, tote Körper fielen von den Flößen und Steintürmen hinunter, doch die Kraft der Mongolen war bereits gebrochen, ihr letztes Aufbäumen dauerte nicht lange. Wie Feuer auf einem Stoppelfeld, das von Garbe zu Garbe eilt und eine nach der anderen verschlingt – so vernichteten die Tuchlaer eine der steinernen Inseln nach der anderen und stießen die Mongolen in die kalte Umarmung des Todes. Alle, bis auf den letzten Mann, wurden vernichtet! Von der schwarzen Inselgruppe in der Mitte des Sees blieb keine Spur zurück. Nur etwas entfernt, unweit des Ufers, ragte noch ein Steinhäufen wie ein schwarzer Felsen inmitten einer Brandung. Dort hockte Burunda mit seinen Leuten. Hundert Turkmenen und Tugar Wolk – das war alles, was von dem großen Mongolenheer übrig geblieben war! Auf seinem Feldzug über den Tuchla-Pass nach Ungarn hatte sein Heer

inmitten der Berge sein kaltes Grab in den Fluten gefunden, obwohl es einst den Jaik und die Wolga, den Don und den Dnepr durchquert hatte. Als letzte Beute des Todes stand diese Handvoll kühner Männer mitten im Wasser, ohne Hoffnung auf Rettung, mit dem einzigen Wunsch – ihr Leben teuer im Kampf zu verkaufen. Unter ihnen befand sich auch der Gefangene Maxim.

Die gesamte Gemeinde Tuchla versammelte sich jetzt am hohen Uferrand gegenüber dieser letzten Zufluchtsstätte des Feindes. Zwei weitere Flöße wurden aufs Wasser gelassen, um von mehreren Seiten die Mongolen mit Pfeilen beschießen zu können, außerdem prasselte ein Pfeil- und Steinhagel auf die Mongolen nieder. Der größte Teil dieser Geschosse erreichte Burundas Standort nicht. Die Tuchlaer wagten jedoch nicht, näher heranzurudern, weil sie die vergifteten Pfeile der Gegner fürchteten. Sie stellten daher das Schießen bald ganz ein und hielten die Flöße an. Auf einem hohen Felsen am Ufer stand Sachar Berkut, ließ die Augen nicht von seinem Sohn und beobachtete, wie er geschickt den Pfeilen und Steinen auswich, die den Feinden rings um ihn galten. Weiter entfernt, bei den Tuchlaern, stand Miroslawa, und ihre Blicke flogen schneller als ihre Pfeile über die Feinde, unter denen sich die beiden ihr liebsten Menschen befanden – ihr Vater und Maxim. Bei jedem Pfeil, der aus den Armbrüsten der Tuchlaer flog, stockte ihr Herzschlag.

Schließlich nahmen die Männer auf den Flößen allen Mut zusammen und ruderten näher heran. Die Mongolen empfingen sie mit Pfeilen und verwundeten einige, Doch bald hatten sie den geringen Vorrat ihrer unheimlichen Waffe verbraucht. Da stürzten sich ihnen mit drohenden Schreien die Tuchlaer entgegen. Stumm aneinandergedrängt erwarteten die Todgeweihten den Angriff. Die Tuchlaer aber machten in zwei Saschen Entfernung halt und warfen ihre Jagdspieße, die jeder von ihnen mit einem langen Riemen am Arm befestigt hatte. Zehn Mongolen schrieen gleichzeitig auf, zehn Körper rollten ins Wasser. Ein zweites Mal flogen die Jagdspieße, und wieder trafen sie eine Anzahl der Feinde tödlich.

»Verflucht!« schrie Burunda, »sie spießen uns einen nach dem anderen auf! Dieses verdamnte Knechtspack!« Doch sein Zorn war wie ein nutzloser Windstoß – er machte nur Geräusch, tat aber niemand weh. Die jungen Tuchlaer Krieger umkreisten die Feinde wie die Raben und durchbohrten bald den einen, bald den anderen mit wohlgezielten Stößen. Die Mongolen hatten keine Möglichkeit mehr, sich zu verteidigen. Als seien sie an Händen und Füßen gefesselt, standen sie unbeweglich da und erwarteten den Tod.

»Begadyr«, wandte sich Tugar Wolk an Burunda, »wollen wir nicht versuchen, unser Leben doch noch zu retten?«

»Wozu?« fragte Burunda unwirsch.

»Immerhin ist das Leben besser als der Tod!«

»Das stimmt«, brummte Burunda, und seine Augen begannen zu funkeln, aber nicht vor Lebenslust, sondern eher vor Rachedurst. »Aber was wollen wir tun? Wie können wir uns noch retten?«

»Vielleicht gehen sie jetzt darauf ein, uns das Leben zu schenken und uns freien Abzug zu gewähren, wenn wir ihnen den Gefangenen dafür anbieten?«

»Versuchen wir es!« sagte Burunda, packte Maxim an der Brust, zog ihn aus der Menge heraus und stellte ihn vor sich. Tugar Wolk trat neben ihn und winkte mit einem weißen Tuch.

»Tuchlaer!« schrie er, so laut er konnte, das Gesicht dem Ufer zugewandt.

Es wurde still.

»Sag ihnen, sie sollen uns das Leben schenken und freien Abzug gewähren, wenn sie diesen Sklaven lebendig wiederhaben wollen! Wenn nicht, so werden wir auch zu sterben verstehen; aber auch er wird hier vor ihren, Augen sein Leben lassen!«

»Tuchlaer!« rief Tugar Wolk wieder. »Der Heerführer der Mongolen verspricht, euch den Gefangenen lebend und gesund zurückzugeben, wenn ihr uns, die wir übrig geblieben sind, lebendig und gesund aus diesem Tal abziehen lasst. Sonst erwartet auch euren Sohn der sichere Tod.«

Als wollte er den ganzen Ernst dieser Drohung augenscheinlicher machen, hielt Burunda seine große Axt über den Kopf des unbewaffneten Maxim.

Die Tuchlaer erstarrten. Sachar begann am ganzen Leibe zu zittern und wandte den Blick von dem Bild ab, das ihm das Herz zerriss.

»Sachar«, sagten die Gemeindeältesten und umringten ihn, »wir sollten diesen Vorschlag annehmen. Das Heer der Mongolen ist vernichtet, und die wenigen Überlebenden sind nicht mehr gefährlich.«

»Ihr kennt die Mongolen nicht, Brüder. Unter diesen wenigen befindet sich der gefährlichste ihrer Heerführer. Er wird uns den Untergang seines Heeres niemals verzeihen, sondern mit neuen Truppen zurückkommen in unsere Berge, und ob wir sie ein zweites Mal zu schlagen vermögen, ist fraglich.«

»Aber dein Sohn, Sachar, dein Sohn! Bedenk doch, was ihn erwartet! Sieh die Axt über seinem Haupt! Man wird ihn erschlagen!«

»Lieber soll mein Sohn sterben, als dass seinetwegen ein einziger der Feinde lebendig aus unserem Land entkommt!«

Weinend trat Miroslawa vor den alten Sachar.

»Vater!« schluchzte sie. »Was willst du tun? Warum willst du deinen Sohn und... und... mich, Vater, dem Tod preisgeben? Ich liebe deinen Sohn, ich habe geschworen, dass ich sein Leben teilen und ihm dienen will! Wenn er stirbt, sterbe auch ich!«

»Armes Mädchen«, sagte Sachar, »wie kann ich dir helfen? Für dich gibt es nur seine schwarzen Augen und seine schlanke Gestalt, ich aber denke an das Wohl aller. Ich habe keine Wahl, meine Tochter!«

»Sachar, Sachar!« redeten die anderen auf ihn ein, »wir alle finden, dass nun genug sein kann der Vernichtung! Die Kraft des Feindes ist gebrochen, und die Gemeinde wünscht den Tod dieser letzten nicht. Wir legen ihr Schicksal und das deines Sohnes in deine Hand. Hab Erbarmen mit deinem eigenen Fleisch und Blut!«

»Erbarme dich unserer Jugend und unserer Liebe!« flehte Miroslawa.

»Du kannst ihnen ja mit Worten alles versprechen«, schlug einer der Männer aus den Gemeinden jenseits der Berge vor. »Sobald Maxim frei und unter uns ist, brauchst du uns nur zuzunicken, und wir schicken sie alle auf den Grund des Sees, den Fischen zur Gesellschaft und zum Fraß.«

»Nein!« rief Sachar empört. »Das wäre unehrenhaft. Die Berkuts pflegen ihr Wort zu halten, selbst wenn sie es einem Feind oder einem Verräter geben. Die Berkuts beschmutzen ihre Hände und ihr Herz nicht mit Blut, das durch Verrat geflossen ist! Genug der Reden! Wartet, ich schicke ihnen eigenhändig die Antwort!«

Er drehte sich um, ging auf die Steinschleuder zu, in deren löffelförmiger Vertiefung ein sehr großer Stein lag, und griff mit fester Hand nach dem Seil.

»Vater, Vater!« schrie Miroslawa und stürzte auf ihn zu. »Was willst du tun?«

Sachar aber richtete ruhig, als hätte er ihren Schrei nicht gehört, die Schleuder gegen den Feind.

Burunda und Tugar Wolk warteten vergebens auf die Antwort der Tuchlaer. Mit gesenktem Kopf, ruhig und zu allem bereit, stand Maxim unter dem erhobenen Beil des Begadyrs. Nur Tugar Wolk zitterte am ganzen Körper.

»Ach, wozu so lange warten!« rief Burunda schließlich. »Unsere Mutter hat uns nur einmal geboren, einmal können wir auch nur sterben! Aber vor mir stirbst du, elender Sklave!«

Und er holte zu einem gewaltigen Schwung aus, um den Schädel Maxims mit einem einzigen Schlag seiner Axt zu spalten.

In diesem Augenblick aber blitzte das Schwert des Bojaren durch die Luft, und der drohend erhobene, todbringende Arm Burundas fiel, durch einen scharfen Schnitt vom Rumpf getrennt, zusammen mit der Axt blutüberströmt ins Wasser wie ein Stück Holz.

Burunda heulte vor Wut und Schmerz laut auf und packte mit der linken Hand Maxim, während seine Blicke mit dem Ausdruck tödlichen Hasses den verräterischen Bojaren durchbohrten.

Da bückte sich Maxim blitzschnell und stieß mit Kopf und Schulter dem Begadyr so heftig in die linke Seite, dass dieser das Gleichgewicht verlor und ins Wasser fiel, Maxim mit sich reißend.

Im nächsten Augenblick flog der große Stein, den die Hand Sachar Berkuts aus der Schleuder abgeschossen hatte, durch die Luft und fiel krachend auf die Feinde nieder. Das Wasser spritzte hoch auf, der Steinhaufen stürzte ein, und ein herzerreißender Schrei

ertönte am Ufer. Kurze Zeit später war die Oberfläche des Sees wieder ruhig, und von Burunda und seinen Leuten war keine Spur mehr zu entdecken.

Mit angehaltenem Atem, in tödlicher Erstarrung standen die Tuchlaer am Ufer. Der alte Sachar, bisher so stark und unerschütterlich, zitterte jetzt wie ein kleines Kind, bedeckte das Gesicht mit den Händen und schluchzte bitterlich. Miroslawa lag bewusstlos zu seinen Füßen.

Plötzlich ertönten freudige Rufe. Die jungen Männer auf den Flößen hatten sich der Stelle genähert, wo Maxim und Burunda ins Wasser gestürzt waren, und sahen plötzlich Maxim gesund und unversehrt auftauchen. Sie begrüßten ihn mit lauten Jubelrufen. Ihre Freude übertrug sich auf die ganze Gemeinde. Selbst diejenigen, die ihre Söhne, Brüder oder Männer verloren hatten, freuten sich über die Rettung Maxims, als seien mit ihm alle zurückgekehrt, die ihrem Herzen nahe standen.

»Maxim lebt! Maxim lebt! Hurra, Maxim!« hallte es weit über Berge und Wälder. »Vater Sachar! Dein Sohn lebt! Dein Sohn kommt zu dir zurück!«

Zitternd vor tiefer Erregung, mit Tränen in den Augen, richtete sich Sachar auf.

»Wo ist er? Wo ist mein Sohn?« fragte er mit schwacher Stimme. Völlig durchnässt, aber mit strahlendem Gesicht sprang Maxim vom Floß ans Ufer und fiel seinem Vater zu Füßen.

»Vater!«

»Mein Sohn! Maxim!«

Mehr konnten beide nicht sagen. Sachar schwankte und fiel Maxim in die starken Arme.

»Vater, was ist mit dir?« schrie Maxim auf, als er in das totenblasse Gesicht des Greises sah und das heftige Zittern spürte, das dessen Körper schüttelte.

»Nichts, mein Sohn, gar nichts«, sagte Sachar leise und lächelte. »Der alte ‚Wächter‘ ruft mich zu sich. Ich höre seine Stimme, mein Sohn. Er ruft: ‚Sachar, du hast dein Werk vollbracht, jetzt ist es Zeit zum Ausruhen!‘«

»Vater, Vater, sprich nicht so!« schluchzte Maxim und beugte sich über ihn.

Ruhig und lächelnd lag Sachar im Gras, das verklärte Gesicht der Mittagssonne zugewandt. Er schob sanft die Hand des Sohnes von seiner Brust und sagte: »Nein, mein Sohn, weine nicht um mich, ich bin glücklich! Sieh dorthin! Da ist jemand, der deine Hilfe braucht!«

Maxim drehte sich um und erschrak. Nicht weit von ihm lag Miroslawa ohnmächtig auf der Erde. Junge Burschen brachten Wasser, und Maxim eilte zu der Geliebten, um sie aus ihrer Bewusstlosigkeit zurückzurufen. Endlich atmete sie tief auf, öffnete die Augen und schloss sie sofort wieder.

»Miroslawa, Miroslawa! Mein Herz!« rief Maxim und küsste ihre Hände.

Wie aus tiefem Schlaf erwacht, blickte Miroslawa ihn an. »Wo bin ich? Was ist mit mir?« flüsterte sie kaum hörbar.

»Hier, hier, bei uns bist du! Bei deinem Maxim!« »Maxim?« schrie sie auf und fuhr in die Höhe. »Ja, ja! Sieh doch, ich lebe, ich bin frei!«

Miroslawa blieb stumm, fassungslos blickte sie Maxim an. Dann fiel sie ihm plötzlich um den Hals, und heiße Tränen stürzten ihr aus den Augen.

»Maxim, du, mein Leben!«

Weiter konnte sie nichts sagen.

»Und wo ist mein Vater?« fragte sie nach einer Weile. Maxim wandte das Gesicht ab.

»Sprich nicht von ihm, mein Herz! Der über Recht und Unrecht entscheidet, wägt jetzt auch seine guten und sein bösen Taten. Wir wollen beten, dass die guten überwiegen.«

Miroslawa trocknete ihre Tränen und sah Maxim mit einem Blick voll überströmender Liebe an.

»Doch hier, Miroslawa«, sagte Maxim, »hier ist unser Vater. Aber auch er verlässt uns jetzt.« Sachar betrachtete das junge Paar mit frohem, leuchtendem Blick.

»Kniet neben mir nieder, meine Kinder!« sagte er leise, mit versagender Stimme.

»Miroslawa, meine Tochter, dein Vater ist tot; es ist nicht unsere Sache, zu richten, ob er schuldig oder unschuldig ist, er starb wie Tausende andere auch. Sei nicht traurig, meine Tochter! Statt des Vaters hat das Schicksal dir einen Bruder geschenkt...«

»Und einen Mann!« fügte Maxim hinzu und drückte ihre Hand.

»Die Götter unserer Ahnen mögen euch segnen, meine Kinder!« sagte Sachar. »Das Schicksal hat euch in schweren Tagen zusammengeführt und eure Herzen verbunden. Ihr

habt euch bewährt und dem schlimmsten Sturm widerstanden. Möge euer Bund am heutigen Tag des Sieges eine Bürgschaft dafür sein, dass auch unser Volk die schweren Zeiten überstehe und sein Herzensbund mit der Ehre und dem menschlichen Gewissen nicht zerreiße!«

Seine Lippen waren schon kalt, als er Miroslawa und Maxim auf die Stirn küsste.

»Und jetzt, Kinder, erhebt euch und richtet mich ein wenig auf! Ich möchte der Gemeinde, der treu zu dienen ich mein ganzes Leben lang bemüht war, noch ein paar Worte sagen, bevor ich gehe. Väter! Brüder! Unser heutiger Sieg ist eine große Sache für uns. Womit haben wir gesiegt? Etwa nur mit unseren Waffen? Nein. Etwa nur mit List? Nein. Mit unserer Gemeindeordnung, unserer Eintracht und Einmütigkeit haben wir gesiegt. Merkt euch das gut! Solange ihr diese Gemeindeordnung beibehaltet, in Freundschaft miteinander lebt und gemeinsam für das Wohl der Gemeinde eintretet – kann keine feindliche Macht über euch siegen. Aber ich weiß, Brüder, und meine Seele spürt es, dass dies nicht der letzte Schlag gegen unsere Gemeindefestung war. Andere werden folgen, und schließlich wird unsere Ordnung zerstört werden. Schlimme Zeiten werden kommen für unser Volk. Der Bruder wird sich vom Bruder lossagen, der Sohn den Vater verleugnen, Streit und Hader werden im russischen Land ausbrechen, die Kraft des Volkes wird zersplittert werden. Fremde und eigene Machthaber werden das Volk unterdrücken und versuchen, es zu gehorsamen Werkzeugen ihrer Willkür zu machen. Inmitten all dieses Elends aber wird sich das Volk wieder an seine einstigen Freiheiten erinnern. Wohl ihm, wenn es sich schnell und so deutlich wie möglich daran erinnert: so wird es vor einem ganzen Meer von Tränen und Blut bewahrt werden, vor ganzen Jahrhunderten der Sklaverei. Und dann wird der Wunsch nach einem freien Leben in ihm erwachen. Und das Volk wird um seine Freiheit kämpfen. Glücklicher, dem es beschieden sein wird, das zu erleben! Es werden herrliche Tage sein, Tage des Frühlings und der Wiedergeburt des Volkes! Erzählt euren Kindern und Enkelkindern von vergangenen Tagen, erzählt ihnen von der alten freien Ordnung. Wenn die Erinnerung daran in den künftigen Unglückszeiten lebendig bleibt, wird auch der Funke unter der Asche nicht erlöschen! Und der Tag wird kommen, an dem eine neue Flamme aus dem Funken emporschlägt! Lebt wohl!«

Der alte Sachar seufzte tief, blickte noch einmal zur Sonne auf, lächelte und verschied.

Niemand weinte, weder seine Söhne noch seine Nachbarn oder die anderen Dorfbewohner; denn alle wussten, dass es eine Sünde ist, einen Glücklichen zu beweinen. Unter frohem Gesang wuschen sie seinen Leichnam und trugen ihn zur »Hellen Waldwiese«, der einstigen Wohnstätte der Götter seiner Vorfahren, bahrten ihn in dem steinernen Tempel, sein Gesicht der goldenen Sonne an der Decke zugewandt, auf, wälzten eine große Steinplatte vor den Eingang und mauerten die Gruft zu. So schlief der alte Sachar Berkut im Schoß der Götter, die in seinem Herzen gelebt und ihm sein ganzes Leben lang gute und edle Gedanken zum Wohl seiner Gemeinde eingegeben hatten.

Vieles hat sich verändert seit jener Zeit. Nur allzu genau ist die Prophezeiung des greisen Sachar eingetroffen. Großes Unglück ist gleich einer Hagelwolke über das russische Land gekommen. Längst ist die alte Gemeindeordnung vergessen und anscheinend endgültig begraben. Doch nein! Ist es nicht den Menschen unserer Tage beschieden, sie zu neuem Leben zu erwecken? Leben wir nicht in jener glücklichen Epoche der Wiedergeburt, von der Sachar in seiner Sterbestunde gesprochen hat, oder wenigstens in der Morgendämmerung dieser glücklichen Epoche?

1882